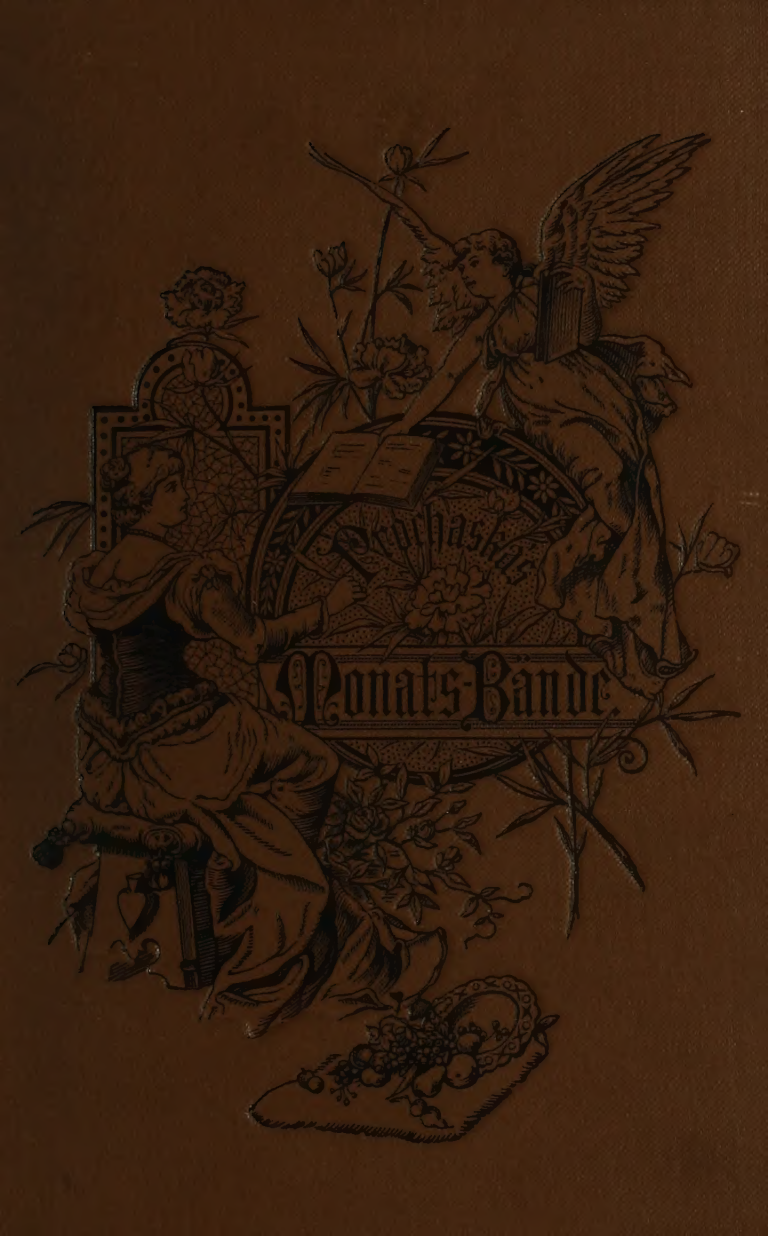

Monats-Bände

Prochaska's Illustrirte

# Monats-Bände.

Aus dem Roman »Im Kampf des Lebens.«

Prochaska's Illustrirte

# Monats-Bände.

Zur Erholung
und geistigen Anregung in Mußestunden.

---

Dritter Jahrgang.

---

VI. Band.

---

Wien, Leipzig, Teschen.
Verlag der k. und k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska.

# Inhalt.


Seite

Im Kampf des Lebens. Roman von Werner Alexis. (5. Fortsetzung) Mit 8 Illustrationen . . 5
Der alte Coo. Eine Erzählung von der neuen deutschen Reichsinsel von Hans Mapell van Brawe 61
Das Skizzenbuch meines Lebens. Von Gerhard von Amyntor. In Münster . . . . . 97
Geschichte der Erde. Von Eduard Grosse. II. Mittelalter und Neuzeit. Mit 8 Illustrationen . . 118
Gesund werden und gesund bleiben. Neuere Grundsätze der Gesundheitspflege nach Kneipp. Von M. Halbe . . . . . 145
Amerikanische Millionäre. Von G. Richard. Mit 3 Porträts . . . . . 162
Das Geheimniß der großen Stadt Von Ernst Otto Hopp . . . . . 176
Der bewaffnete Frieden und der Zukunftskrieg. Von Arthur Zapp . . . . . 186
Miscellen . . . . . 192
Ein Menschenleben in Afrika . . . . . 192
Die Elektricität beim Zahnziehen . . . . . 196
Ein deutscher Dichter . . . . . 198
Hofrath und Herzog . . . . . 198
Wie Schiller begraben wurde . . . . . 199
Eindringliche Mahnung . . . . . 199
Ein alter Schauspieler . . . . . 199
Die armen Fremdwörter . . . . . 200
Heimgeschickt . . . . . 200


Alle Rechte für den ganzen Inhalt vorbehalten.

# Im Kampf des Lebens.

Roman von Werner Alexis.

(5. Fortsetzung.)

Der fünfzehnte Januar war derselbe Tag, an welchem Renate den Bruder getroffen und in ihm den Entschluß befestigt hatte, die mit Drösscher gesponnene Intrigue reumüthig zu enthüllen. Fast zur selben Stunde, in der sich die beiden Schwägerinnen kennen lernten, vollzogen sich in der Herzogsresidenz folgenschwere Ereignisse, welche Bruno von Perneck schon am darauffolgenden Morgen, unmittelbar vor seiner Abreise, aus fettgedruckten Depeschen der Berliner Zeitungen erfahren sollte.

Mit allem gebührenden steifen Pomp wurde der Hofcercle in Scene gesetzt, der eine Reihe ebenso langweiliger Festlichkeiten zu eröffnen ausersehen war, mit welchen Herzog Josef Wladimir ein allerhöchstes Zugeständniß an den Carneval zu machen sich verpflichtet fühlte. Wenn auch die Völker und Namen sehr wohl zu zählen waren, die „gastlich da zusammenkamen," um mit Wasserlehmann zu reden, so

waren diese steifbeinigen Höflinge und aufgetackelten Hof-Schönheiten (unter der Führung der hochnäsigen Freifrau Isolde von Gickenstitz) doch überzeugt, daß heute die Augen von ganz Europa auf ihnen und diesem „sublimen" Nachmittagsempfang im Ceremoniensaal des herzoglichen Schlosses ruhten.

Die Fracks der drei mitten unter die parfümdurchtränkte Versammlung eingezwängten Künstler waren wirklich die einzigen, die keinen Ordensschmuck aufzuweisen hatten. Lehmann zählte mehrmals wehmüthig seine Knopflöcher, in denen absolut nichts zu erspähen war, was „den Schein der zahlreichen Lichter wiedergestrahlt hätte." Buerstenbinder und Sauser ergötzten sich indessen heimlich an allen diesen steifleinenen Herren und Damen, besonders aber an der Baronin Gickenstitz, die als Oberstthofmeisterin mit einer Würde, welche sie selbst wohl am meisten bewunderte, den Stab der Hofdamen nach Rang und Alter ordnete und Jedem gab, was ihm gebührte.

„Die leibhaftige Hexe der Etikette!" flüsterte Lehmann den beiden Genossen zu. „Die schätzt Goethe gewiß nur um seinen Ausspruch: Willst du erkunden, was sich ziemt, so frag' dich nur bei solchen alten Weibern an!"

„Höre Sauser!" murmelte Buerstenbinder hierauf entsetzt. „Thu' mir doch den Gefallen und drehe diesem verunglückten Büchmann das Genick um!" . . . .

In diesem Moment verkündete eine sich durch alle Reihen fortpflanzende Bewegung die Ankunft der allerhöchsten Familie. Der Herzog erschien mit seiner Schwiegertochter, der im Schmuck ihrer Schönheit und ihrer Diamanten strahlenden Erbprinzessin, am Arm. Der Erbprinz, an der Seite seines Vaters Roland, folgte. Gustav Friedrich war der Ceremonie wegen heute nach langer Zeit wieder einmal am Hofe erschienen. Aber man merkte es an seiner geistesabwesenden bleichen Miene sehr deutlich, daß er nur einem

Mechanismus gehorchte, daß seine Gedanken wahrscheinlich draußen in Buchenried weilten, bei seinen wunderlichen Spielereien — den physikalischen und pyrotechnischen Experimenten. Ein gewiegter Phychiater würde aus seinem stumpfen, verglasten Blick vielleicht auch Schlimmeres als bloße Zerstreutheit herausgelesen haben.

Die Künstler sollten jedoch nicht so ohne weiters zu dem augenerquickenden und -blendenden Anblick der allerhöchsten Herrschaften gelangen. Der Troß der Schranzen schob sich vor und versperrte ihnen für die ersten Minuten alle Aussicht.

Da drängte sich der spindeldürre Kammerherr von Quickenau durch die Reihen — wahrhaftig! bis zu den drei unscheinbaren Herren, die sich fast an die Wand gedrückt sahen.

„Die Herren Sauser, Lehmann und Professor Buerstenbinder — wenn ich bitten darf!“ näselte der Höfling mit sauersüßem Lächeln. Man sah ihm an, es kostete ihm Ueberwindung, diese plebejischen Namen — besonders den letzten — auf die hochgeborne Zunge zu nehmen. — „Seine Hoheit Prinz Roland geruhen nach den Herren zu verlangen.“

Auf diesen Zauberspruch öffnete sich ihnen eine Gasse, durch welche der Kämmerer sie nach der von purpurnem Sammetbaldachin überdachten Estrade geleitete, wo die herzogliche Familie Platz genommen hatte. Prinz Roland kam ihnen bereits auf halbem Wege mit größter Liebenswürdigkeit entgegen. Er schüttelte Jedem die Hand, zuletzt Sauser, dessen Rechte er behielt, um ihn, den beiden Anderen voran, an das teppichbelegte Podium zu führen.

Die Herren durchschritten so den Durchmesser eines kleinen Halbkreises, welchen die ehrerbietig zurückweichenden Gäste auf dem spiegelnden Parkett frei ließen. Roland wandte den Kopf gerade gegen Buerstenbinder und Lehmann, welche einen Schritt links hinter ihm folgten.

„Es gereicht mir zum Vergnügen, meine Herren, Sie vorzustellen! Sie sehen hier Herzog Josef Wladimir mit

dem Erbprinzen und dessen Gemahlin, Prinzeß Helene, welche sich gewiß freuen werden —"

Ein nervöses Zucken der Hand des jüngeren Bildhauers, die er in der seinen hielt, ließ den Prinzen plötzlich abbrechen. Er sah Sauser an, der wie in den Boden gewurzelt stehen blieb, das kreidefarbene Gesicht mit den weitaufgerissenen Augen starr nach dem Podium gerichtet.

„Was haben Sie?" flüsterte Roland erschreckt.

Sauser machte sich los und ging unsicheren Schrittes, wie ein im Traume Wandelnder, vorwärts. Man sah ihm an, daß er in diesem Moment seine ganze Umgebung vor einem gewissen Etwas vergaß. Was war es?

Roland sah verwundert nach den nicht weniger erstaunten Freunden des jungen Bildhauers um. Ein Murmeln der Verblüffung lief durch den ganzen Festsaal, man schüttelte die Köpfe, schaute dem zögernd Vorwärtsschreitenden nach — und dann auf die allerhöchsten Herrschaften unter dem Baldachin. Dort war es eine nicht weniger befremdliche Erscheinung, die jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit fesselte: Prinzeß Helene, die mit bebenden Lippen, bald roth, bald blaß werdend dastand, die zitternde Hand auf den hochwogenden Busen gepreßt, sich mit der Rechten schwer auf die Lehne ihres gestickten, thronartigen Purpursessels stützend. . . .

Mit einem Schlage begriff man, daß zwischen diesen beiden Personen: dem Künstler und der hohen Dame, eine geheimnißvolle Wechselwirkung bestand, die sich in ihren verstörten Gesichtern abmalte. Das Seltsame dieser Scene wirkte wie lähmend auf Jedermann. Mit angehaltenem Athem sah man dem entgegen, was da nun kommen sollte.

Sauser war bis an die Estrade gekommen. Seine Brust arbeitete krampfhaft. Wie ein erstickter Schmerzensschrei rang sich jetzt ein einziges Wort aus seiner Kehle, der Name: „Melitta!" . . . .

Das war gleichsam der elektrische Funke, der die Prinzessin aus ihrem Starrkrampf emporfahren ließ. Sie

stieß heftig ihren Stuhl von sich und wich in den Hintergrund der Estrade zurück — mit den scheuen Bewegungen einer Gazelle, die sich vor dem fürchterlichen Blick eines Raubthieres flüchtet.

„Was — will der — der Herr?" stotterte sie. Sie machte noch einen angestrengten Versuch, sich emporzurichten. Kalter Schweiß brach auf ihrer schneeweißen Stirne aus, aber ehe sie noch das Spitzentuch ans Gesicht bringen konnte, brach sie zusammen — in den Armen der herbeispringenden Hofdamen.

Jetzt erst kam wieder reges Leben in die für zwei Minuten versteinerte Versammlung. Während der größte Theil der Gesellschaft — darunter alle Damen — sich um die ohnmächtig gewordene Prinzessin drängte, folgte der andere Theil dem entsetzten Kammerherrn v. Quickenau, welcher auf Sauser zueilte. Dieser stand mit verzerrtem Munde da, die irren Augen von Einem zum Andern schweifen lassend. Er begriff offenbar nicht, was man von ihm wollte. Erst als der Kammerherr die Hand auf seinen Arm legte, raffte er sich mit einem Ruck empor, biß sich auf die Lippe und schien sich wieder zu besinnen.

„Erlauben Sie — daß ich mich entferne!" stieß er mühsam heraus und schob den mageren Höfling sammt einem halben Dutzend Fracks und Uniformen rücksichtslos zur Seite, geradenwegs dem Ausgang zustrebend.

Man hinderte ihn nicht, aber die Menge der Herren konnte nicht so rasch Spalier bilden, um den Davonstürmenden ohne Collision durchzulassen. Die in den hinteren Reihen Stehenden, die von einer leicht begreiflichen Neugier beseelt waren und dieselbe schlechterdings nicht befriedigen konnten, drängten heran und vermehrten den beengenden Trubel.

An der Thür zum Foyer stellte sich Graf Brukh-Tromberg dem Bildhauer direct entgegen. Er hielt es für seine Pflicht, sich Aufklärung über das „scandalöse Gebahren" dieses Gastes

zu verschaffen. Aber der wilde Blick des jungen Mannes drängte ihm das Wort in die Kehle zurück. Er streckte nur die Hand aus, um ihn zurückzuhalten.

Da loderte eine wilde Wuth in Hans auf.

„Was wollt ihr von mir?" schrie er gellend, daß es von der Decke des gewölbten Saales widerhallte. „Laßt mich hinaus — oder, bei Gott, es könnte mich gelüsten, die nächstbeste von euch geschminkten Puppen zu zertreten!"

Diese Sprache war zu unerhört, als daß diese vornehmen Marionetten gleich gewußt hätten, ob und was man dem Kühnen erwidern sollte. Graf Brukh wich scheu zurück und Sauser stürzte hinaus, zwei Lakaien, die ihm noch zufällig in den Weg kamen, mit der Kraft eines Riesen links und rechts zur Seite schleudernd.

„Was soll das nur bedeuten?" stammelte der Hausminister, die Herren rathlos ansehend.

„Der Mann ist wahnsinnig — darüber kann kein Zweifel sein!" rief Herr v. Quickenau, bestürzt die Hände faltend. „Mein Gott — welch' ein Affront!".....

Der laute Wuthausbruch Sauser's hatte die allgemeine Verwirrung zum heillosen Tumult erhoben. Buerstenbinder und Lehmann waren in der brandenden Menschenwoge zurückgedrängt worden; vor ihrem entsetzten Blick drehte sich der ganze Saal mit den bleichen, bestürzten Gesichtern, den strahlenden Kronleuchtern und all dem Decorationspomp um und um. Das allgemeine Brausen der durcheinanderschwirrenden Stimmen betäubte schier ihre Denkkraft. Sie wußten gar nicht recht, was geschehen war. Erst die zornigen Worte, die Sauser soeben hinausgeschrieen, hatten ihnen die Anfangs nur unklare Muthmaßung bestätigt, daß wirklich ihr Genosse es war, der diese scandalöse Störung herbeigeführt hatte. Sie suchten sich gewaltsam zu dem Freunde durchzudrängen, aber sie konnten ihn nicht mehr erreichen. Buerstenbinder kam gerade noch rechtzeitig in die Nähe des Kammerherrn von Quickenau, um zu hören, daß man seinen Freund für

wahnsinnig erklärte. Wahrhaftig, er glaubte es jetzt auch beinahe.

Lehmann, der sich auf einer anderen Seite durch den lebendigen Knäuel Bahn zu brechen suchte, wurde wider Willen gegen den Baldachin zu gedrängt. Er sah eben noch die Erbprinzessin, die von ihren Damen hinausgetragen wurde. Er machte große Augen bei diesem Anblick. Ah — war das nicht?... Jetzt wurde es ihm plötzlich klar, was er Anfangs nicht begreifen konnte; jetzt wußte er, warum Sauser vorhin „Melitta!“ gerufen hatte.....

Der Erbprinz und der Herzog waren unter dem wüsten Trubel verschwunden. Prinz Roland stand in einer entfernten Saalecke, an einer verlassenen Marmorsäule und blickte rathlos um sich; ihm mochten diese aufregenden Scenen wie fieberische Traumbilder erscheinen. Da huschte der Marinemaler an ihm vorüber, einen Seitenausgang aus dem Festsaale zu gewinnen. Der Prinz fing ihn rasch an einer Hand auf und zog ihn bei Seite.

„Herr Lehmann,“ flüsterte er hastig, jetzt lediglich dem Drang nach unmittelbarer Aufklärung Folge leistend, „Sie kannten ja jene — Dame, die Ihr Freund Melitta nannte — Sie haben sie in Frascati einmal an seiner Seite gesehen, nicht wahr? — Haben Sie die Frau — ebenfalls hier wiedererkannt?“

„In der That,“ sagte Lehman verlegen ausweichend, „die — Aehnlichkeit ist zumindest verblüffend .... Ich könnte mir allerdings keine apodiktische Behauptung gestatten, daß jene Dame und — Ihre Hoheit, die Frau Erbprinzessin....“

Roland sah ihn mit einem bedeutsamen Kopfnicken an und drückte ihm die Hand. „Danke — ich verstehe Sie!“

Die Gäste verloren sich, schleichend wie Gespenster, durch die übrigen Thüren. Es wurde öde in dem weiten, von hundert Kerzen erhellten Raum. Es war, als hätte ein Sturmwind hier durchgefegt — nun, es war ja auch einer gewesen.

„Wo ist die Prinzessin und — er, Gustav Friedrich?“ fragte Roland, den an ihm vorbeikommenden Hausminister aufhaltend.

Graf Brukh-Tromberg konnte keine Auskunft geben. Sein schwacher Kopf war schier unzurechnungsfähig geworden. Er hatte den Prinzen gar nicht bemerkt. Mit zitternden Fingern an den Augenbrauen zerrend, stotterte er unzusammenhängendes Zeug, aus dem nicht klug zu werden war.

Erst durch einen der Lakaien am Ausgang des Saales erfuhr Roland, daß man Ihre Hoheit nach dero Boudoir gebracht habe, wo sie sich durch den Beistand Dr. Rabenstein's glücklicherweise bereits erholt haben sollte. Wohin sich jedoch der Erbprinz gewandt, das konnte auch der Diener nicht sagen. Roland begab sich hierauf in die inneren Gemächer.

Er hatte schon eine ganze Flucht von Zimmern durcheilt, ohne dem Herzog oder dem Vetter zu begegnen. Als er an einer Portière vorbeikam, welche in einen kleinen Musiksalon und von da in die Appartements der Erbprinzessin führte, glaubte er, einen schwachen Schrei zu vernehmen. Er schob den Vorhang rasch zurück, lief durch den Salon und öffnete unbedenklich die nächste Thür; er konnte sich jetzt wahrlich um keine Etikette kümmern....

Im Halbdunkel des Boudoirs sah er Gustav Friedrich, der sich mit den geballten Fäusten auf einen Fauteuil stützte. Zu seinen Füßen, auf dem Teppich lag oder kauerte eine weibliche Gestalt. An dem schimmernden Atlas der Ballrobe erkannte Roland die Erbprinzessin. Sie stöhnte. Es hatte fast den Anschein, als habe sie der beleidigte Gatte zu Boden geschleudert. Der Erbprinz stieß ein heiseres, wüthendes Hohnlachen aus. Roland wußte jetzt, daß es eben dasselbe Lachen gewesen, was er vorhin draußen gehört und für einen halblauten Schmerzensschrei gehalten hatte. Er ging auf den Vetter zu und rüttelte ihn leicht an der Schulter.

„Fritz, sei vernünftig, ich bitte dich!“ raunte er ihm zu. „Lasse sie jetzt allein! Es thut euch Beiden nicht gut, in diesem Augenblick abzurechnen.“

Der Erbprinz starrte ihn einige Secunden an, wie ein Geschöpf aus einer anderen Welt. Dann schüttelte er die Hand des Vetters ab.

„Ah, weißt du wohl auch schon, was mir — diese Dirne da gesagt hat?“ lachte er schneidend auf. „Natürlich, natürlich — ihr habt mich ja gemeinsam mit ihr verrathen!“

„Fritz — ich beschwöre dich!“

„Ihr seid allesammt Schurken! — Diese Creatur

dort — ich sollte sie tödten — geh! sie ist's am Ende nicht werth, daß ich meine Hand mit ihrem Blut beflecke — ihr Alle seid nicht werth, daß ich.... o pfui! — Es ist nur mehr verzehrender Ekel, was mich aufregt!"

Gustav Friedrich ging mit einem verzweifelten Achselzucken aus dem Zimmer. Roland überlegte, ob er ihm folgen sollte. Wozu? Was hätte er ihm sagen sollen? — Ein erneutes Aechzen der am Boden Liegenden, bewog ihn, sich ihr zuzuwenden. Er hob sie auf, legte sie auf den Divan und rieb ihr die Hände. Sie schlug die Augen auf, umklammerte seinen Arm und preßte schluchzend ihr Gesicht daran.

„Um Himmelswillen! Was hat es zwischen euch gegeben?" wandte sich Roland jetzt an die Prinzessin, die ihrer Thränen Herr zu werden sich bemühte.

„Ich — habe ihm Alles gesagt — die volle Wahrheit!" stöhnte sie, ihr Gesicht trocknend.

„Ah! Die Wahrheit? Das heißt —"

„Daß es nicht die Vision eines Wahnsinnigen war, die Sauser erblickte, daß er — eben nur seine Melitta wiedersah. Ja, ja, und mag es jetzt die ganze Welt hören, mag man mich steinigen — ich kann nicht anders, — und — bei Gott! — ich wäre froh, wenn ich sterben könnte!"

Roland runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf. „Wirklich, Madame?"

Sie ergriff seine Hand. Eine wilde Leidenschaftlichkeit zitterte in ihrer Stimme. „Sie glauben mir nicht? Sie mißtrauen mir, weil ich so oft eine niedrige Comödie gespielt habe — auch mit Ihnen, Roland, ja, ich gestehe es! — Nun meinen Sie, ich hätte auch mit ihm, mit Hans nur ein frevelhaftes Spiel getrieben, nicht wahr? Aber ich schwöre Ihnen bei Christi Barmherzigkeit — ich liebte ihn wirklich! wenigstens später, als er mit mir da draußen bei Frascati war. Er war es ja, der mich erst echtes Gefühl kennen lehrte. Zum ersten Male erfuhr ich, was Liebesglück und

Seligkeit sei. Und es war doch nur ein Schein von Glück, ein zeitweiliges süßes Vergessen, dem stets herzzerfleischende Pein folgte, die namenlose Angst vor der Zukunft. Ich kann Ihnen nicht schildern, was ich in den bangen Stunden des Alleinseins litt, was ich litt, als ich erfuhr, daß Sie im Incognito in meiner Nähe wären; da wußte ich, die Stunde sei gekommen, welche meinen vielleicht verbrecherischen Liebestraum zerstören mußte. Und ich hatte noch immer nicht die Kraft, *selbst* den grausamen Eingriff zu thun und ein Ende zu machen ... Ah! ich war feige und mit Blindheit geschlagen! Jetzt weiß ich, was ich hätte thun sollen, ich weiß es seit der Minute, wo ich wieder allein in die Welt hinauszog, in das ekle, schale Leben, zu dem mich ein hämisches Schicksal verdammt hat. Ich hätte mich in jenem Moment, wo er mich zwingen wollte, mit ihm in die Gesellschaft zu gehen, in der ich Sie treffen mußte — wo er vor mir stand, gebietend und herrlich wie ein zürnender Gott — da hätte ich mich ihm zu Füßen werfen sollen, ihm Alles bekennen sollen — er würde mir verziehen haben, ich weiß es, denn mein Herz hätte mir die Worte eingegeben, die ihn von der Echtheit meiner Liebe überzeugen mußten — wir wären *mit einander* geflohen — über's Meer, auf eine öde Insel, in den vergessensten Winkel der Erde, wo die durch eine lächerliche, frevelhafte Convenienz geknüpften Bande meiner sogenannten Ehe keine Giltigkeit mehr gehabt hätten — nichts hätte uns mehr trennen dürfen, als der Tod; und die Gewalt meiner unendlichen Liebe hätte mich reiner gemacht als ich jemals war!"

Sie warf sich mit dem Gesicht auf das Sofakissen und weinte, daß jeder Muskel ihres schönen Körpers bebte. Roland stand neben ihr, den Blick sinnend auf sie gerichtet, mit seinem dunklen Bart spielend. Er wußte — *diesmal sprach sie wahr*. Sie hätte ihre Generalbeichte auch nicht besser einleiten können, als mit dem Geständniß, daß sie mit ihm vor zwei Jahren ein raffinirtes Spiel getrieben habe.

Und sie hatte ja auch ihrem Gatten Alles bekannt, sie hatte nicht einmal den Versuch einer Lüge gemacht, die ihr doch ganz von selbst in den Mund gelegt worden wäre durch eine bereits allenthalben angenommene plötzliche Geistesverwirrung Sauser's. — Jetzt erfaßte ihn tiefes Mitleid mit Helene. Er reichte ihr die Hand und richtete sie auf.

„Ich glaube Ihnen. Mir kommt es nicht zu, mit Ihnen ins Gericht zu gehen, und Sie sind ja auch genug bestraft durch das unendliche Leid, das Sie mit dem Allem über sich gebracht haben. — Was gedenken Sie aber nun zu thun, nach dem Bekenntniß, daß Sie vor Ihrem Gatten abelegt haben?"

„Ich werde seinen Vater, den Herzog bitten, alle Schritte zu thun, um meinen Ehebund zu lösen."

Roland zuckte die Achseln. Er konnte ihr freilich nicht widersprechen; das war wohl das Nächste, was ihr zu thun übrig blieb.

„Und dann?" fragte er nach einer kleinen Pause.

„Dann? Ich weiß es noch nicht genau. Ich will einen Zufluchtsort suchen, wo ich vergessen oder — an meinen Erinnerungen sterben kann — vielleicht in Klostermauern. Nur weit fort vom Weltgetriebe, allein mit den Gedanken an meine Liebe und — meine Schuld, die mich um Glück und Hoffnung gebracht hat."

„Aber was soll aus ihm, aus Gustav Friedrich werden?" brach er mit schmerzlicher Bewegung los. — Sie sah ihn verständnißlos an. Der Egoismus ihres Schmerzes ließ sie nicht an Andere denken. — „Er wird es nicht ertragen, es wird ihn zu Boden schmettern. Der Arme! Seine Constitution kann dieser Erschütterung nicht widerstehen. — Ich muß ihn sehen und sprechen!"

Eine plötzliche Angst um den Vetter ergriff ihn. Er eilte hinaus und ließ Helene allein . . .

Der Herzog hatte sich in seine Gemächer zurückgezogen und sich jede Störung strengstens verboten. Weder Bruch-

Tromberg, noch der Leibarzt, die nach dem Befinden Seiner Hoheit fragen wollten, wurden vorgelassen; ebensowenig konnte Prinz Roland zu ihm gelangen. Auch Erbprinz Gustav Friedrich hatte sich jeder Annäherung entzogen. Während der allgemeinen Verwirrung, die das Schloß vom Hausminister bis zum letzten Pferdejungen beherrschte, war er mit seinem kleinen Jagdwagen, den er selbst kutschirte, in voller Carrière davongefahren — wahrscheinlich natürlich wieder nach Buchenried, in seine Einsiedelei. Er hatte nicht einmal einen Stallknecht mitgenommen und jede Begleitung mit der kurzen Bemerkung abgelehnt, er brauche Niemand, draußen habe er ja Rumpf, seinen Kammerdiener, der die Pferde versorgen könne.

Rolands Unruhe wuchs von Viertelstunde zu Viertelstunde. Vergebens suchte er sich durch alle möglichen Vernunftgründe zu beschwichtigen, indem er sich sagte, der Vetter werde auch das mit jener Lethargie verwinden, die ihn in letzter Zeit förmlich stumpfsinnig gemacht hatte. Daß wenigstens keine unmittelbare Gefahr zu befürchten sei, das war allenfalls aus der verhältnißmäßigen Ruhe zu entnehmen, mit der er, nach den Aussagen des Stallpersonales, davongefahren war. Und was hätte Roland thun sollen? Er war mehr als ein Dutzendmal im Begriff, ihm zu folgen, nach Buchenried hinauszueilen, aber er wußte im Voraus nur zu wohl, daß ihn Gustav Friedrich entweder gar nicht vorlassen würde oder — wenn schon — daß er in seiner pessimistischen Stimmung keinem freundschaftlichen Zuspruch zugänglich sein würde. Was hätte ihm Roland auch für einen Trost bieten sollen? Es war sogar zu fürchten, daß der Unglückliche in neue, verstärkte Aufregung gerieth. In seinem krankhaften Eigensinn hatte er ja während der letzten Wochen Alles von sich gewiesen, was ihn nur im Geringsten in seinen launenhaften Neigungen störte. Dr. Rabenstein hatte vergeblich versucht, seine ärztlichen Anordnungen durchzusetzen. Denselben zum Trotz

war der Erbprinz, der sich sonst vom Hofe fernhielt, heute zu dem Fest gekommen, eben nur wieder einer seiner unberechenbaren Eingebungen folgend.

Es war kurz vor sechs Uhr gewesen, als Gustav Friedrich das Schloß in der Residenz verlassen hatte. Zwei Stunden später kam sein Jagdwagen in rasendem Lauf wieder zurück. Erst als das Fahrzeug über die Auffahrtsrampe, an den Thorlaternen vorbei, in den Schloßhof sauste, bemerkten die herzuspringenden Stallpagen und Thürhüter, daß Rumpf, der alte Kammerdiener des Erbprinzen, auf dem Bock saß und die Zügel führte; er war in leichter Hauslivrée, ohne Mantel, sogar ohne Kopfbedeckung — er mußte Hut oder Mütze während der tollen Fahrt verloren haben.

Man fiel den dampfenden, erregten Pferden in die Riemen und bestürmte Rumpf mit wirren Fragen. Aber der schüttelte nur den Kopf und sprang herab — mitten unter die andrängenden Lakaien, schob sie links und rechts bei Seite und wandte sich nach der Freitreppe. Im Vestibül kam ihm schon Prinz Roland entgegen, der die Ankunft des Alten vom Fenster aus gesehen hatte. Rumpf konnte Anfangs nicht sprechen — oder er wollte es nicht vor den Domestiken. Er machte eine drastische Geberde und folgte dem Prinzen in den nächsten Vorsaal.

„Mann, reden Sie! Sie kommen von draußen? Was ist geschehen?"

„Hoheit," keuchte der Kammerdiener, „ich bitte nur unverzüglich, geeignete Schritte zu veranlassen, um — um — ja, was weiß ich, was geschehen soll? Mir ahnt nur, Seine Hoheit der Erbprinz — es — es ist Gefahr im Verzug!"

„Sprechen Sie doch mit Zusammenhang, Mensch! Lassen Sie die Umschweife, Titel und Clauseln! Was ist's mit ihm?"

„Prinz Gustav Friedrich ist krank — verzeih' mir's Gott, es muß heraus! ich glaub', es fehlt ihm da oben!"

Der Diener schlug sich auf die kahle Stirn. „Er geht im Schlößchen herum, wie im Fieberdelirium — er redet leise mit sich selbst — und er kennt mich nicht — ich hab' ihn vergebens angerufen — schließlich hat er sich ins Laboratorium gesperrt. Er muß unter den Retorten und Flaschen gewüthet haben, denn ich hörte die Glasscherben herumfliegen. Da konnt' ich mir nicht anders helfen — er gab ja keine Antwort auf mein Bitten, Rufen und Beschwören — mir wurde todesangst — ich rannte davon — hierher, was die Pferde laufen konnten — ich wagte es nicht, Jemand aus dem Dorf zu schicken; es soll ja doch nicht unter die Leute kommen — und jetzt graut mir doch, daß ich ihn verlassen habe — freilich, was konnt' ich thun — der Prinz hat sich ja eingeschlossen — ich hätte die Thür sprengen müssen — und wer weiß, ob ich dann noch im Stand gewesen wäre, überhaupt — — Gott steh' mir bei! Ich glaube, er hätte mich umgebracht. Ich hörte ihn lachen, so gräßlich, so grauenhaft; auf dem ganzen Weg klang's mir noch in die Ohren. — Jetzt, Hoheit, sagen Sie, was zu thun ist, was geschehen soll! Ich traue mir meine Gedanken darüber nicht weiter zu verfolgen."

Als Roland den Greis so vor sich sah, mit flehend erhobenen Händen, Angst und Schrecken auf dem farblosen faltigen Gesicht, da mußte er sich gestehen, daß es doch eigentlich unverantwortlich gewesen sei, den Kranken in solch' unzureichender Obhut zu lassen. Aber jetzt galt kein müßiges Reflectiren, kein Zaudern. Mit rascher Hand riß er an dem Klingelzug. Einige Lakaien stürzten herein.

„Zwei Wagen anspannen! Meinen Pelz und Hut! — Sie, Franz, fliegen zum Leibarzt! Rabenstein soll seinen Assistenten mitnehmen! — Sie dort, rufen Sie Graf Bruckh herbei! — Louis, Sie kommen mit, und suchen Sie sich noch zwei ebenso handfeste Bursche zur Begleitung aus. — Und Sie, Rumpf, trinken Sie einen Schluck warmen Wein und lassen Sie sich eine Mütze und einen Mantel geben; Sie

müssen auch wieder mit hinaus! — Vorwärts, in einer halben Minute müssen wir aus dem Thore sein!". . . . .

Es dauerte auch wirklich nicht länger. An der Treppe kam Brukh-Tromberg dem hinausstürzenden Prinzen entgegen. Roland rief ihm zu, dem Herzog eine Krankheit des Erbprinzen und die dadurch veranlaßten Maßregeln zu melden — und sprang in derselben Secunde schon die Stufen hinab.

Ebensowenig wie der Kammerdiener Rumpf die kleine Zweigbahn hatte benützen können, welche nur dreimal des Tages in der Richtung nach Buchenried, respective St. Veit, der nächstgelegenen Station, ging, ebensowenig konnte man sich jetzt damit aufhalten, einen Extrazug heizen zu lassen. Von vier der besten Pferde gezogen, flog die Equipage des Prinzen aus dem Schloß. Roland hatte die beiden Aerzte an seiner Seite. Fünf Minuten später folgte ein zweiter Wagen mit Rumpf und drei baumstarken Lakaien. Und dahin ging es, daß die Funken vom Straßenpflaster aufstoben und die Vorübergehenden stehen blieben, den herzoglichen Livréen nachsahen und mit bedenklichen Mienen Muthmaßungen austauschten, welche sich an die unglaublichen Gerüchte knüpften, die seit zwei Stunden bereits die ganze Stadt durchschwirrten.

— — — — — — — — — — — — — —

Lehmann und Buerstenbinder hatten gleichzeitig mit dem aufgeregten Troß der Gäste das Schloß verlassen und sich zufällig am Fuße der Treppe wieder gefunden.

„Wo ist Sauser? Ist er schon fort oder noch oben?" war das erste Wort des Bildhauers.

„Ja, ich weiß es nicht," entgegnete der Andere zaghaft, „ich wollte eben dich darum befragen."

Nach längerem Umherfragen gelang es ihnen endlich, von einem Diener zu erfahren, daß Sauser schon längst davongefahren sei. Sie begaben sich, ohne noch ein unnöthiges Wort zu verlieren, nach ihrem Hôtel „zur

Stadt Paris." Keiner wagte es, dem Gedanken Ausdruck zu geben, den doch Jeder vom ängstlichen Gesicht des Andern ablas: „Wie aber — wenn wir ihn dort nicht finden?". . .

Die Kellner im Hôtel konnten ihnen keine Auskunft geben. Man hatte Sauser nicht heimkommen sehen. Freilich hatten die unbestimmten Gerüchte, die sich bereits durch die ganze Stadt verbreiteten, alle Aufmerksamkeit absorbirt. Und daß just Sauser es sei, der mit den aufregenden Vorfällen im Herzogsschlosse so eng in Verbindung stand, das war noch nicht weiter bekannt.

Lehmann und Buerstenbinder betraten das erste der beiden Zimmer, die sie gemiethet hatten. Sauser war nicht da. Sie stießen die Thür der anstoßenden Schlafstube auf. Dort war es stockdunkel, aber das Geräusch keuchender Athemzüge belehrte sie, daß sie nicht allein waren. Buerstenbinder machte rasch Licht. Kaltes Entsetzen durchrieselte Beide, als sie beim fahlen Schein der Kerze den Gesuchten

auf dem zerwühlten Bette liegen sahen. Die Kissen lagen auf dem Boden; das Deckbett war in die eine Ecke, an die Wand gedrückt. Es sah fast aus, als habe hier ein erbitterter Kampf stattgefunden. Leise näherten sich die Zwei dem Bette, sie glaubten, Sauser schlafe. Aber er hatte die Augen offen. Als sie näher traten, wandte er den Kopf hastig nach ihnen und stierte sie mit einem unheimlich glühenden Blick — wie geistesabwesend an. Eine brennende Fieberröthe bedeckte sein ganzes Gesicht bis tief in den Nacken.

„Hans, ich bitte dich, rede! Wie ist dir denn?" flüsterte Buerstenbinder stockend, gab Lehmann den Leuchter zu halten und wollte dem offenbar Kranken die Hand auf die heiße Stirne legen. Aber Sauser stieß ihn mit unheimlicher Wucht zurück.

„Lasse mich in Ruhe!" gurgelte er mit einer Stimme, die nicht mehr zu erkennen war. „Ich lasse mich nicht knebeln. Der Erste, der mich anrührt, ist des Todes!"

„Sauser! Freund!" rief der Berliner, einen Schritt herantretend. „Kennst du uns denn nicht mehr?"

„O, ich kenn' euch wohl! — Zurück!" schrie Sauser, sich mit einem Ruck im Bette aufrichtend und drohend die Faust erhebend, daß Lehmann unwillkürlich zurückprallte. Das verzerrte Gesicht des Delirirenden war in diesem Moment entsetzlich anzusehen.

„Melitta! Melitta!" rief er plötzlich, so schrill und durchdringend, daß die beiden Freunde die peinlichsten Nervenschauer empfanden. „Laßt mich, laßt mich, ihr Bestien — ich muß — ich will sie zertreten — die Schlange! Melitta, du — da — da hast du — da — da! Das also ist dein wahres Gesicht, das? Oh!"

Er preßte die Fäuste zusammen, als würge er eine unsichtbare Person. Mit knirschenden Zähnen und blutunterlaufenen Augen erhob er sich. Die Freunde machten sich schon auf einen Tobsuchtsanfall gefaßt, in welchem sie

sich ihres Leibes zu erwehren haben würden. Aber inmitten seines Wuthausbruchs brach Sauser ab und warf sich unter convulsivischem Schluchzen auf das Bett zurück.

„Mein Gott!“ lispelte der Berliner, von einem grauenvollen Mitleid erfaßt. „Ich fürchte — es ist wahr — er ist wahnsinnig, der Arme!“

„Rasch einen Arzt!“ sagte Buerstenbinder entschlossen und riß die Thüre auf. Im Nebenzimmer kam ihm schon das erschreckte Hôtelpersonal entgegen, das durch das Geschrei des Kranken herbeigelockt worden war. . . . . .

* * *

Drösicher saß in aller Gemüthlichkeit im Salon des Commercienrathes Mühlberg beim Thee, als einige später eintreffende Gäste die ersten Nachrichten brachten, welche von ganz unerhörten Ereignissen beim heutigen Hofcercle zu erzählen wußten. Den ersten Gerüchten folgten bald andere, noch haarsträubendere auf dem Fuße nach. Bald wußte man nicht mehr, was man denken, was man glauben sollte. Aus Allem ging nur mit Gewißheit hervor, daß Jemand mitten im Feste wahnsinnig geworden sei. Zuerst sprach man von einem jungen Künstler, einem fremden Gaste, als dem Tobsüchtigen. Dann hieß es, das sei nur eine absichtlich ausgesprengte Version und man zuckte geheimnißvoll die Achseln und flüsterte von einer weit höheren Persönlichkeit. Kurz darauf tauchte abermals die Nachricht auf, ein Gast Prinz Rolands sei der Unglückliche, man nannte sogar den Namen Johannes Sauser, den Sohn des Königs von Buchenried. Ein Herr erzählte, er habe einen Freund getroffen, der von einem Andern gehört hatte, daß ein Vierter bestimmt behauptet habe, der Bildhauer Hans Sauser läge im Hôtel zur Stadt Paris, nachdem man ihn gefesselt vom Schloß gebracht habe. Es war nicht mehr klug zu werden. Drösicher stand auf, versprach baldigst authentischeren Bericht

zu überbringen und eilte auf die Straße hinab. Die Leute standen in Gruppen beisammen oder pilgerten in hellen Schaaren nach dem Schloß, als hätten sie dort genauere Auskunft zu erhoffen gehabt. Unterwegs vernahm Drösicher wiederholt den Namen des Erbprinzen. Er fragte und horchte rings umher. Man flüsterte halbe Worte, man deutete wohl auch ziemlich unverblümt an, es wären starke Befürchtungen vorhanden, daß Gustav Friedrich plötzlich „sehr krank" geworden sei, und die Finger berührten dabei die Stirnen. Man habe so etwas auch schon längst vorausgesehen; es solle schon seit Monaten nicht mehr richtig mit ihm gewesen sein. Andere behaupteten wieder, den Erbprinzen vor kaum einer Stunde mit seinem Wagen gesehen zu haben, wie er, höchst eigenhändig kutschirend, in der Richtung gegen Buchenried aus der Stadt gejagt sei.

Drösicher rief dem Schloßportier zu, er verlange sofort zu Prinz Roland geführt zu werden, er habe eine dringende Meldung zu machen. Aber der Diener ließ sich weder durch die Eleganz des Hochstaplers, noch durch seinen frechen Ton imponiren. Ueberdies wußte auch der letzte der Domestiken, daß Roland nicht in der Stimmung sei, irgend Jemand zu empfangen.

Drösicher schäumte vor Wuth. Aber schließlich schien es ihm selbst am besten, sich an anderer Stelle zu erkundigen, denn das Gerücht, Gustav Friedrich sei thatsächlich davongefahren, gewann in der Umgebung des Schloßplatzes immer mehr an Sicherheit. Freilich setzte die Sensationsgier bereits hinzu, der Erbprinz wäre geflohen, als Wahnsinniger seinen Wärtern entsprungen und so weiter. Jedenfalls hoffte Drösicher draußen in Buchenried mehr zu erfahren. In seiner Unverschämtheit glaubte er ein wohlverbrieftes Recht zu haben, den Erbprinzen persönlich zur Rede zu stellen, wenn es sein mußte mit Berufung auf die scandalösen Beläge, welche er in Form des gefälschten Perneck'schen Tagebuches wie einen geheimen Dolch stets bei sich führte.

Ohne erst den fahrplanmäßigen Bahnzug nach St. Veit abzuwarten, warf er sich gleich am Residenzplatz in eine Droschke und ließ sich nach Buchenried hinausfahren. Die Zusicherung eines splendiden Trinkgeldes bewog den Kutscher, seine Thiere zum möglichsten Galopp anzutreiben.

Im Dahinfahren zog Dröscher neuerdings, nun wieder im Vollbesitz seiner speculativen Nüchternheit, alle die einander widersprechenden Stadtgerüchte in Erwägung. Und dabei tauchte in ihm der Gedanke auf, daß Prinz Roland möglicherweise durch eine Enthüllung der angeblich Perneck'schen Geheimnisse vor dem Herzog und dessen Sohn diese ganze Katastrophe heraufbeschworen haben könne. In diesem Falle stand sein Entschluß fest, sich direct an den Erbprinzen zu drängen — koste es, was es wolle.

Beim ersten Kilometerstein außerhalb der Stadt kreuzte sich die Droschke mit einem offenen Kutschirwagen, der in entgegengesetzter Richtung dahergerast kam. Dröscher bemerkte im Flug, daß der auf dem Bock sitzende Mann baarhaupt war und verwunderte sich darüber. Sollte das ein Bote aus Buchenried sein, der neue Sensationsnachrichten nach der Residenz brachte? — Er sollte mit dieser Muthmaßung, wie wir bereits wissen, Recht behalten; es war der alte Rumpf, der mit seiner Hiobspost nach dem Stadtschloß galoppirte....

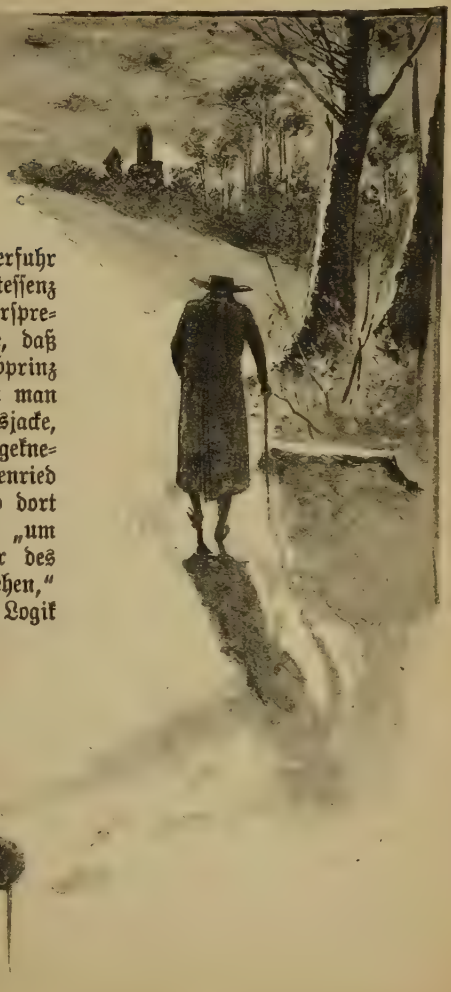
Als das Vehikel die abfallende Straße vom Bergsattel gegen Buchenried hinabrollte, sah Dröscher in der klaren mondhellen Nacht nicht mehr weit vor sich abermals ein Fahrzeug, dessen Umrisse sich deutlich aus dem Schnee abhoben. Im Näherkommen bemerkte er, daß dieser Wagen auf dem kleinen Nebenpfad hielt, der hier, von der Hauptstraße abzweigend, in kürzerer Richtung nach dem an den Berg gelehnten Jagdschlößchen inmitten der Burgruinen führte. Er befahl seinem Kutscher, ebenfalls diesen kürzeren, obwohl etwas unbequemeren Weg zu nehmen, auf welchem man das Dorf umging, durch das die eigentliche Fahrstraße nach dem Schlößchen lief.

An derselben Stelle, wo der fremde Wagen stand, mußte auch die Droschke halten — hier machten Bodenerhebungen und Schneelöcher ein Weiterfahren so gut wie unmöglich. Dröscher stieg aus und betrachtete den livrirten Kutscher auf dem anderen Wagen.

„Es ist die Equipage des Dorfkönigs Sauser!" flüsterte ihm der Droschkenkutscher von seinem Bock herab zu. Die Livré des Großbauers und seine Fuhrwerke waren ja allen Residenzlern und besonders den sachkundigen Rosselenkern wohl bekannt.

Dröscher nickte, hieß den Mann warten und verfolgte den schmalen Fußpfad weiter, der nach einem schütteren Buchenbaumschlag hinüberbog, welcher das kaum mehr tausend Schritte entfernte Schlößchen hier noch dem Blicke verbarg. Als Dröscher die Wegbiegung und den Baumschlag erreicht hatte, sah er eine fast riesenhafte Männergestalt vor sich, welche dieselbe Richtung verfolgte. Das konnte niemand anderer als der berühmte König von Buchenried sein.

Und er war es auch. — Sauser war in seinem Stadthause gewesen, als er durch die Dienerschaft von den Gerüchten erfuhr, in welchen zu seinem nicht geringen Erstaunen auch der Name seines Sohnes Hans auftauchte. Er hatte Anfangs ungläubig den Kopf geschüttelt, aber als man ihm sagte, Hans sei von Prinz Roland als berühmter Künstler eigens in die Residenz berufen und zu Hof geladen worden, da wurde er in seinen Zweifeln doch wankend. Schließlich machte er sich auf, selbst Umfrage zu halten. Der Zufall wollte es, daß er Niemand traf, der ihm gesagt hätte, sein Sohn wäre im Hôtel zur Stadt Paris zu finden. Aber daß Hans „wahnsinnig" geworden sei, das beeilte sich Jeder ihm mitzutheilen. Es ist ein eigenthümlicher menschlicher Charakterzug, daß die meisten Leute, ohne gerade boshaft zu sein, sondern bloß von der Sucht getrieben, nur recht viel Aufmerksamkeit zu erregen, ihrem Mitmenschen mit Vorliebe das erzählen, was dem Betreffenden möglichst



nahe geht. So erfuhr Sauser als Quintessenz all der sich widersprechenden Gerüchte, daß es nicht der Erbprinz gewesen sei, den man „in der Zwangsjacke, gebunden und geknebelt“ nach Buchenried „geschleppt“ und dort „internirt“ habe, „um ihn der Neugier des Volkes zu entziehen,“ wie die seltsame Logik

der Fama combinirte, — sondern daß das Alles eben mit seinem Sohne geschehen sei....

Bis zu dem Moment, wo er in seinem Wagen saß, hatte sich die harte Miene des Bauers in keinem Zug verändert, aber als er allein war, da begannen ganz merkwürdige Regungen in seinem Innern zu arbeiten. Je länger er den Weg verfolgte, desto bedrückender wurden diese Empfindungen; er mußte sich das Halstuch lockern, um freier athmen zu können. Und während das so lange verkümmerte Gemüth da drinnen in seiner Brust aufquoll, verfolgte der starre hochmüthige Geist auf seine eigene, materielle Weise einen Gedanken, der doch vom Herzen aus seinen Anstoß erhalten hatte. Es war der Gedanke an ein gewisses Papier, welches sein einziges Kind — soweit es Recht und Gesetz zuließen — enterbte.....

Dröscher hätte den schwerfälligen, mühsam athmenden Wanderer wohl einholen können, aber er ließ ihm absichtlich einige Schritte Vorsprung; er wollte beobachten, auf welche Weise sich der Mann Eintritt in das Schloß verschaffen würde. Sauser achtete nicht darauf, daß ihm Jemand auf dem knirschenden Schnee folgte; er hörte es vielleicht gar nicht; den Kopf auf die Brust gesenkt, den Hut tief in die Stirne gedrückt, ging er seinen Weg, als habe er noch Meilen weit rastlos zu wandern. Von Zeit zu Zeit entschlüpfte etwas wie ein Stöhnen dem Gehege seiner Zähne.

Endlich betrat sein Fuß den gepflasterten Damm, der den Vorhof des Rococogebäudes mit dem schnurgerade nach dem Dorfe hinlaufenden Fahrweg verband. Hier war der Schnee weggekehrt. Sauser blieb vor dem kleinen Gitterthor stehen, das das Portale des gewölbten Flurs abschloß. Er besann sich eine Weile, ehe er die Glocke zog, deren Klang laut in dem Gewölbe wiederhallte....

Nichts ließ sich vernehmen. Im Schloß war Alles wie ausgestorben; nirgends war auch nur der schwächste

Lichtschimmer zu sehen. Sauser riß zum zweitenmale an der Klingel.... Alles blieb still, nur hinter ihm machte sich jetzt das Geräusch von dumpfen Fußtritten bemerkbar. Es war Dröscher, der jetzt ebenfalls an's Gitter kam. Die beiden Männer betrachteten sich einige Secunden. Sie konnten sich wohl gegenseitig etwas unheimlich vorkommen in der gespenstischen Beleuchtung des blassen Mondlichtes, das sich auf der dünnen frischen Schneeschicht am Boden reflectirte.

„Was wollen Sie da?" knurrte endlich Sauser den Fremden an. Dröscher lachte kurz auf.

„Ich denke, es wäre besser, wir vereinigten unsere Bemühungen, hier Einlaß zu finden, anstatt uns nutzlos zu bekriegen, mein Bester!"

Bei diesen Worten drückte er gewohnheitsmäßig die große Klinke des Gitterthores nieder — und siehe da, es öffnete sich ganz unerwarteter Weise. Die Thür war eben nur ins Schloß gefallen, als Rumpf mit dem Jagdwagen hinausgefahren.

„Ah! Sehen Sie, wir haben es ja ganz bequem," sagte Dröscher voranschreitend. „Kommen Sie! Wir werden schon Jemand finden, der uns in diesem verzauberten Gehöft zurechtweist. Auf Ehre, ein gruseliges Eulennest! Begreife, daß nur ein Narr die Passion haben kann, hier zu hausen."

„Halten Sie das Maul!" fuhr ihn der Bauer an, den das Geschwätz und besonders der letzte Satz verdroß.

Dröscher kam nicht dazu, eine Antwort zu geben. Er sollte überhaupt das letzte Wort in seinem Leben gesprochen haben. Was war das nur? Sie fühlten Beide den Boden unter ihnen wanken, sich erheben, ein greller Schein zuckte vor ihnen auf und — weiter nichts mehr....

* * *

Mit telegraphischer Geschwindigkeit nahmen die Leute auf den Straßen von der wilden Fahrt Prinz Rolands Notiz. Einige besonders Scharfsichtige hatten ihn und den

herzoglichen Leibarzt in dem Wagen erkannt, den das Viergespann wie die Windsbraut durch die Straßen führte. Im Nu pflanzte sich die Nachricht davon fort. „Nach Buchenried!" hieß jetzt die allgemeine Losung, der Alles Folge leistete. Während das Thor des Schlosses auf dem Residenzplatz geschlossen wurde, flutete die Menschenmenge nach der Richtung, welche auch die zuletzt herausfahrende Equipage mit Rumpf und den drei Lakaien nahm. „Nach Buchenried!" Dort war jetzt der Hauptschauplatz der Ereignisse, das fühlte Jeder. In wenigen Minuten war Alles, was in der ganzen Stadt nur einem Wagen gleichsah, da hinaus in Bewegung, und wer nicht fahren konnte, der ging.

Die Equipage des Prinzen hatte eben die Gemarkung der Stadt verlassen, da machte ein dumpfes Rollen wie ferner Kanonendonner den Boden erzittern. Die Pferde hielten mit einem jähen Ruck an und bäumten sich scheuend in die Höhe. Der Kutscher hatte Mühe, die Zügel zu behalten.

„Ein Erdbeben!?" rief der Leibarzt und riß die Wagenthüre auf. Die Pferde rüttelten den Wagen hin und her, daß Roland und seine beiden Begleiter nicht ohne Gefahr herausspringen konnten. Sie wurden fast zu Boden geschleudert. Als sie sich aufrichteten und gegen den sich plötzlich erhebenden Wind drehten, sahen sie die zahlreichen ihnen folgenden Wagen in der Ferne und ein dumpfes Brausen wie tausende von Menschenstimmen drang an ihr Ohr.

„Helfen wir dem Kutscher, sonst kommen wir nicht weiter!" schrie der Prinz und wandte sich um, den Pferden in die Zügel zu fallen. Da prallte er mit einem Ruf des Entsetzens zurück. „Ah, was ist das? Dort! Sehen Sie!"

Ein fahlgelber Feuerschein stieg vor ihnen am Horizont empor, wuchs, wurde röther; jetzt sah man einzelne Flammen auflodern und eine dicke Rauchwolke breitete sich vor ihren Blicken aus...

Die Volksmenge schob sich indessen heran mit den eingekeilten Fahrzeugen, das Brausen der Stimmen erhob sich zum Sturm, eine Unzahl bleicher Gesichter erschien im Schein des Feuers, und ebensoviel ausgestreckte Arme deuteten nach der Brandstätte. Prinz Roland und die beiden Aerzte sahen sich im Nu inmitten der lebendigen Brandung, fast betäubt von dem Getöse und von dem Anblick, der sich dort in der Ferne ihren Augen bot.

„Das ist in Buchenried!" ertönte es ringsum und lief gleich einem grausigen Echo durch den hin- und herwogenden Haufen. Von allen Seiten erscholl es, jede Kehle trug dazu bei, entweder mit einer neuen Vermuthung oder im Entsetzensruf über das Gehörte.

„Das Schlößchen! ... Der Erbprinz! ... Ein Erdbeben! ... Nein, vielleicht doch etwas Anderes! — Eine Explosion? ... Ha! Das Feuerwerk! ... Er hatte ja Pulver und Dynamit im Keller! ... Herrgott, welch ein Unglück!"

* * *

Die ersten Nachrichten, welche die Morgenblätter, — beeinflußt von Polizeimaßregeln, die sich bekanntlich nicht immer um die garantirte Preßfreiheit kümmern, — über die gräßliche Katastrophe brachten, lauteten vorläufig dahin, das Schlößchen Buchenried sei auf „unerklärliche" Weise in Brand gerathen und zusammengestürzt. Gegenüber dem, was jedoch schon während der Nacht als öffentliches Geheimniß die ganze Stadt an allen Ecken in Aufruhr setzte, mußte man sich allerdings kurz darauf herbeilassen, ein Mehreres zuzugeben. Schon in den ersten Vormittagsstunden verkündeten Extrablätter, was wohl für Niemand mehr eine Neuigkeit war: daß eine Explosion das Unheil verursacht habe. Prinz Gustav Friedrich mußte in seinem Laboratorium von einem plötzlichen Unwohlsein befallen worden sein; er war vielleicht mit der Lampe gestürzt

und hatte so die daselbst lagernden Vorräthe von Sprengstoff entzündet. Glücklicherweise waren diese Vorräthe nicht so groß gewesen, um eine noch weitertragende Katastrophe herbeizuführen. Das alte, baufällige Schlößchen war sammt den dasselbe umgebenden Ruinen zusammengestürzt. Das Feuer hatte nach wenigen Stunden gelöscht werden können. Das Dorf hatte weiter keinen Schaden gelitten, als daß einige versprengte Steine ein paar Dächer eingeschlagen. Im ersten Moment glaubte man sogar, das Schicksal hätte sich mit dem allerdings schwerwiegenden einen Opfer, mit dem armen Erbprinzen begnügt. Erst durch die Aussagen der beiden am Ende des Dorfes wartenden Kutscher, welche von den scheuenden Pferden davongeführt und leicht verletzt worden waren, erfuhr man, daß noch zwei Personen umgekommen sein mußten: der König von Buchenried und ein unter dem Namen Paul von Drösher bekannter Fremder, dessen Tod besonders im Haus des Commercienrathes Mühlberg peinlichste Sensation erregte. Man fand die zerschmetterten Leichen auch bald darauf unter dem Schutt. Von dem unglücklichen Prinzen jedoch, der sich natürlich in den engen Kellerräumen befunden hatte, konnte nichts entdeckt werden, als einige geschwärzte Reste von Pretiosen. Ebenso war die Einrichtung des Laboratoriums mit Ausnahme weniger Metallüberbleibsel zu Atomen zersplittert worden. Man konnte die Trauerfeierlichkeiten um den Bedauernswerthen nur vor einem Katafalk begehen, und sein Leichenstein erhob sich über einer leeren Gruft.

Dem Gerücht, Gustav Friedrich habe die That nicht aus Unvorsichtigkeit, sondern im Wahnsinn begangen, trat man nicht weiter entgegen. Die Erschütterung war überhaupt so allgemein, daß sie auch die Energie der berufsmäßigen officiösen „Bemäntler und Vertuscher" erschlaffen ließ. — — — — — — — — — — — —

Ungefähr eine Woche nach der Katastrophe bestiegen vier Männer in der Herzogsresidenz den Nachtzug. Sie

waren alle Vier dicht in ihre Mäntel gehüllt, und Niemand von dem spärlichen Reisepublicum wäre es eingefallen, daß eine dieser Personen diejenige war, welche wider Willen den ersten Anstoß zu jener Reihe trauriger Ereignisse gegeben hatte. — Diese eine Person wurde von den drei Begleitern geführt und beim Besteigen der reservirten Wagenabtheilung mit einer Sorgfalt unterstützt, aus der ein aufmerksamer Beobachter wohl hätte entnehmen können, daß man — einen Kranken transportire. Im Coupé bettete man den Einen in eine Ecke und wickelte ihn in Pelze und Plaids.

„Er schlummert schon wieder, Gott sei Dank!" flüsterte einer der Begleiter. „Lehmann, schiebe den Vorhang vor die Deckenlampe!" Dann wandte er sich an den andern Herrn. „Sie hoffen also wirklich, Doctor?"

„Gewiß, Herr Buerstenbinder — wenn es meinen Collegen in Berlin gelingt, den Armen durch die Krisis zu bringen, die ich bei seinem Naturell voraussehe. Die gegenwärtige Apathie nach den glücklich überstandenen Tobsuchtsanfällen ist allerdings das Bedenklichste. Oft führt das zur unheilbaren Melancholie oder — zum Blödsinn."

„Entsetzlich!" murmelte Buerstenbinder zwischen den schmerzlich zusammengepreßten Zähnen.

Als sich der Zug in Bewegung setzte, hielt Lehmann die geballte Faust an's Fenster.

„Geh' unter, verfluchte Stadt!" sagte er grimmig, aber doch so, daß es nur sein Nachbar, der Bildhauer, verstehen konnte. „Daß wir darein einen Fuß setzen mußten! Glück und Ruhm glaubte ich davon zu nehmen und statt dessen ... Ach!" Er schloß mit einem Seufzer und drückte sich in seine Ecke, als wolle er schlafen. Der früher so Redselige sprach auch, obwohl er wachte, die ganze Nacht nichts mehr, nicht einmal ein falsches Citat oder ein Sprichwort.

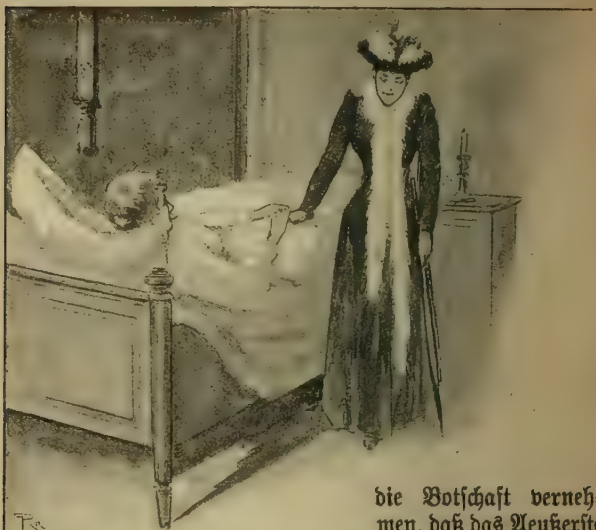
## Achtzehntes Capitel.

Die Krisis, welche der Psychiater aus der X.-'schen Residenzstadt vorausgesehen hatte, trat auch wirklich ein und zwar in Form eines furchtbaren Nervenfiebers, welches Hans Sauser gleich am Tage nach seiner Ankunft in Berlin befiel.

Die Freunde hatten ihn in einem Sanatorium in der Nähe der Stadt untergebracht, wo ihm die allerbeste ärztliche Pflege zutheil wurde. Sie brachten überdies fast jeden Nachmittag an seinem Lager, und als ihnen dies verwehrt werden mußte, wenigstens im Nebenzimmer zu. In der Zeit der hitzigsten Delirien, welche die Aerzte das Allerschlimmste fürchten ließen, fand sich eine Dame ein, welche den Kranken oder seine Pfleger zu sprechen begehrte. Man führte den Besuch in das Cabinet neben Sauser's Zimmer. Buerstenbinder sprang erregt auf, als er Renate von Perneck erkannte.

Sie war im Auftrag Hobnail's gekommen, der sich nach dem Befinden des jungen Bildhauers erkundigen lassen wollte, da ihn die eigene Krankheit am Ausgehen hinderte. Diese Theilnahme versöhnte Buerstenbinder mit dem Engländer. Er bewillkommte die Botin, so herzlich es unter den vorhandenen traurigen Umständen möglich war, und stellte ihr den Maler vor. Er gab genaue Auskunft über den Verlauf von Sauser's Krankheit und war überhaupt nichts weniger als wortkarg, so daß Renate schließlich diese an ihm durchaus ungewohnte Weise mit Erstaunen bemerken mußte. Vielleicht errieth sie aber auch den Grund hierzu, denn der Mann hatte so viel zu sagen, daß ihm absolut keine Zeit blieb, sich auch nur mit dem kleinsten Wörtchen nach seiner Schülerin — nach der Lotosblume zu erkundigen.

Renate kam von nun an jeden Tag, um Nachrichten zu holen, die Mr. Hobnail fortgesetzt begehrte. Endlich konnte sie



die Botschaft vernehmen, daß das Aeußerste überstanden und nun ziemlich sichere Hoffnung auf gänzliche Wiederherstellung des Künstlers vorhanden sei. An diesem Tage durfte sie auch, gleichzeitig mit den beiden Freunden, das Krankenzimmer betreten. Sauser war zwar noch immer größtentheils bewußtlos, aber der höchste Grad des Fiebers hatte nachgelassen, sein Schlummer war ruhiger geworden. Renate erbebte beim Anblick des abgezehrten, blassen Gesichtes, das sich kaum von dem Linnen der Kissen abhob. Einer unwillkürlichen Regung des Mitleids folgend, legte sie die feine weiche Hand auf seine Stirne. Hans schlug die Augen auf, sie zog ihre Hand rasch zurück, und er schloß die müden Lider wieder, aber es war Buerstenbinder, als habe er ein flüchtiges Lächeln über seine Züge huschen sehen.

Und wieder einige Tage später, da empfing Sauser die Genossen und Renate bereits halb aufrecht in seinem Bette sitzend. Ein Strahl von Freude verklärte sein Gesicht, als er ihnen die mageren Hände entgegenstreckte, und in seinen Augen schimmerte es feucht.

„Waren Sie nicht — schon früher — einmal da, Fräulein?“ lispelte er, mit den Fingerspitzen leise über Renates sammetweiche Handfläche fahrend. Sie nickte lächelnd. Er sah sie so lange an, bis sie roth wurde und den Blick zur Seite lenkte. „Dann hab' ich mich doch nicht getäuscht. — Ich träumte auch von Ihnen seit jener Stunde.“

Das war Alles langsam, aber so klar und natürlich gesprochen, daß sich Buerstenbinder und Lehmann freudig zunickten. In ihrer glücklichen Stimmung nahmen sie es gar nicht übel, daß Sauser sich nur sehr wenig um sie bekümmerte, sondern sich fast unausgesetzt mit der schönen Frau beschäftigte. — — — — — — — — — — —

Bruno von Perneck traf schon am Tage nach dem grausigen Tode des Erbprinzen in der herzoglichen Residenz ein. Am andern Morgen sprach er im Schlosse vor und begehrte Prinz Roland zu sprechen. Aber es hatte große Schwierigkeiten, zu ihm zu gelangen. Endlich empfing ihn der Prinz oder vielmehr jetzige — Erbprinz. Derselbe mußte offenbar glauben, Perneck käme an Stelle des umgekommenen Schwagers, um jene schwindelhafte Forderung geltend zu machen. Wie erstaunte er aber, als der Exlieutenant mit gesenktem Blick und anfangs stockender Stimme das Bekenntniß ablegte, das ihn hiehergeführt hatte.

„Aus welchem Beweggrund widerrufen Sie jetzt?“ fragte Roland nach langer Ueberlegungspause, noch immer einen Rückhalt, eine Hinterlist argwöhnend.

„Um mit mir selbst zum Frieden zu kommen, Prinz. Können Sie mir vergeben, so habe ich diesen Frieden gefunden und mehr Glück, als ich nur jemals verdiente.“

Roland streckte ihm die Hand hin, die Jener kaum zu berühren wagte. „Glück auf! Gott sei mit Ihnen! Sie haben mir damit ein Stück verlorene Menschenfreundschaft wiedergegeben. Nun weiß ich, daß ich mich doch nicht getäuscht habe, als ich damals — über jenem abscheulichen Manuscript — eine bessere Regung an Ihnen wahrzunehmen glaubte und daß Ihre Hauptschuld nur Schwachheit war gegenüber den Bitternissen des Lebens und — dem unheilvollen Einfluß des Schurken, den mittlerweile eine höhere Macht gerichtet hat. — Nochmals: Gott sei mit Ihnen und lasse Sie täglich erstarken auf dem Weg, den Sie sich wieder zurückgefunden haben!"

Bruno ergriff die Hand des Prinzen und drückte sie, ehe dieser es hindern konnte, an seine Lippen.

„Schließlich erübrigt mir noch etwas," sagte er dann erröthend und in die Brusttasche greifend, „der Wechsel, den Eure Hoheit — uns damals — als — als sogenannte Abschlagszahlung ..."

„Ach! Behalten Sie die Summe! Ich will sie gerne missen, wenn Sie sich damit eine bessere Existenz gründen wollen. Verschmähen Sie sie jetzt — nun, dann schenken Sie sie einem Armenfonds!"....

Perneck hatte sich schon zur Thür zurückgezogen, als sich der Erbprinz nochmals, mit bewölkter Miene nach ihm umwandte. Man hörte, die Worte wollten ihm nicht recht von den Lippen.

„Noch Eins! — Ihr Geständniß läßt mich immer noch ..." Er brach ab und setzte dann rasch hinzu: „Erzählen Sie mir einmal ausführlich die Entstehungsgeschichte jenes Tagebuches!"

Perneck erfüllte dieses Verlangen mit peinvoller Zerknirschung — Wort für Wort.

„Also doch!" seufzte Roland, nachdem der Andere geendet, und legte die Hand an die Stirne. „Ah! Wissen Sie, mein Herr, daß ich Ihnen mein Vermögen doch noch

mit Freuden hinwerfen würde, wenn Sie mir die Versicherung geben könnten, daß auch die Voraussetzungen zu jenen Combinationen — falsch und erlogen waren?!"

„Hoheit, ich wage es nicht, daran zu glauben. Vielleicht hat dieser Dröscher doch eine unrichtige Spur verfolgt — und sich selbst getäuscht..."

Bruno sagte das freilich sehr unsicher, und der Prinz schüttelte auch den Kopf.

„Der wär' mein guter Engel, der mir darüber beruhigende Gewißheit geben könnte!" murmelte er halb für sich selbst. — „Sie konnten nicht mehr, als Sie thaten, Herr von Perneck. Ich danke Ihnen! Leben Sie wohl!"

— — — — — — — — — — — — — —

Roland ging die nächsten Tage ebenfalls mit der stummen Verzweiflung umher, welche sich des ganzen Hofes bemächtigt zu haben schien. Der Herzog hatte seit dem Trauergottesdienst um den einzigen Sohn seine Appartements noch nicht verlassen. Er war nahezu stumpfsinnig geworden, und man gab sich in seiner Umgebung ernstlichen Befürchtungen hin, daß die Kette trauriger Ereignisse in der allerhöchsten Familie noch nicht geschlossen sei.

In der Residenz raunte man sich böse Dinge über den Zustand Josef Wladimirs in die Ohren. Man erinnerte sich an das furchtbare Erbverhängniß, das schon so manchen Sproß des erlauchten Hauses in geistige Umnachtung geführt hatte; man sprach jetzt öfters als je von dem Vorgänger auf dem Herzogsthron, von dem Vater des gegenwärtigen Landesherrn und des unglücklichen Prinzen Konrad Friedrich, von dem Schicksal, das den alten Herzog zehn Jahre vor seinem physischen Tode bereits regierungsunfähig gemacht hatte ....

Diese bange Scheu, mit der man in die nächste Zukunft sah, drängte auch allein das Interesse an den übrigen Mitgliedern der Herrscherfamilie in den Hintergrund. Die Erbprinzessin-Witwe war aus der Residenz verschwunden — man wußte gar nicht, wie lange schon. Man erfuhr auch

nicht, wohin sie sich zurückgezogen habe und zerbrach sich schließlich darüber auch keineswegs den Kopf. Es war doch ganz natürlich, daß sie ihren Schmerz um den, wie man allgemein annahm, so heißgeliebten Gemahl in verborgenste Einsamkeit zu tragen verlangen mußte. Und da man keine Ahnung von den tieferliegenden Ursachen der letzten Katastrophen am Hofe hatte und, wie gesagt, die Aufmerksamkeit auf nähere und wichtiger erscheinende Dinge gerichtet hielt, so gerieth Prinzeß Helene gar bald in Vergessenheit.

Prinz Roland hatte sich von Tag zu Tag in dem Entschluß bestärkt, sich um jeden Preis Gewißheit zu verschaffen in der dunklen Geschichte seines Hauses; er wollte den Oheim direct und ohne zögernde Umschreibung darüber befragen, mit Energie die Aufklärung verlangen, die er wohl mit gutem Recht, noch dazu jetzt, als erklärter Thronfolger und zukünftiges Haupt des Hauses, beanspruchen durfte. Aber die bedenkliche Gemüthsverfassung des Herzogs ließ ihn den letzteren Vorsatz wenigstens noch hinausschieben; es wäre jetzt ebenso grausam als wahrscheinlich auch nutzlos gewesen, dem in seinem stummen Schmerz versunkenen Greis mit einer solchen Forderung zu nahen. So wandte sich Roland denn eines Tages wieder an den Hausminister, von dem er überzeugt sein konnte, daß er zu den so ziemlich Eingeweihten gehörte. Er war Brukh-Tromberg in der letzten Zeit ebenso ängstlich wie dessen Tochter ausgewichen. Der gute, schwachköpfige Graf fühlte sich daher geradezu überrumpelt, als ihn der Erbprinz plötzlich in seinem Bureau besuchte und sich ohne weiters mit ihm daselbst einschloß.

„Sie sollen mir heute rückhaltslos Rede stehen!" apostrophirte ihn Roland, ihn an den Schultern nehmend und ihm scharf in die Augen sehend. „Wenn meine Bitten als Freund hierzu nicht genügen — so befehle ich es Ihnen kraft meiner Stellung!"

Das war ganz die rechte Art, den in rührender Treue an dem hohen Hause hängenden Minister zu Wachs in den

Händen des zukünftigen Souveräns zu machen. Brukh zupfte, bald roth, bald blaß, an den Augenbrauen und stotterte endlich das Zugeständniß unbedingter Offenheit heraus, obwohl er noch nicht bestimmt wußte, worum es sich handle.

„Jede unnöthige Einleitung bei Seite!“ begann der Prinz, dem Alten gegenüber Platz nehmend. „Was wissen Sie über meinen Oheim Conrad Friedrich, der vor vierunddreißig Jahren als Erbprinz die Regentschaft an Stelle des kranken Vaters übernehmen sollte? — Vor Allem: ist es wahr, daß er mit seinem Bruder Josef Wladimir in Feindschaft lebte und auch zu dem Vater in sehr gestörtem Einvernehmen stand?“

„Nun denn — ja, man durfte es wohl so nennen! Prinz Conrad hatte sehr — wie soll ich mich ausdrücken? — sagen wir, sehr volksthümliche Neigungen, die ihn mit dem Bruder und noch mehr mit dem hohen Vater gar oft in Conflict brachten. Nicht nur, daß er eine unerhörte Politik trieb, deren Ziel kein geringeres sein sollte, als alle seine Unterthanen fast auf dieselbe Stufe mit den Mitgliedern des ältesten Adels zu stellen — es ist wirklich entsetzlich! — Prinz Conrad ließ sich sogar so weit herab, mit Bürgern und Bauern wie mit Seinesgleichen zu verkehren. Ich darf mir wohl submissest erlauben, das eine bedauerliche, verhängnißvolle Verirrung zu nennen, denn — das traurige Schicksal Seiner Hoheit gibt mir ja nur zu sehr recht.“

„Wieso? Sie meinen — seinen Tod? Die Hand des Mannes, durch welche er fiel, ward also doch von keinem — Zufall gelenkt?“ fiel Roland mit starker Stimme ein.

„Nein!“ preßte der Graf stöhnend heraus und wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Es war — ein Eifersuchtsmord.“

„Ah! — Und das ist erwiesen? Und warum ließ man den Schurken dann entkommen?“

„Verzeihung, Hoheit! Ich werde darauf schon zurückkommen. Vorerst muß ich eine delicate Vorgeschichte berühren. — Prinz Conrad liebte es unter Anderem, auf seine eigene Weise dem Jagdvergnügen nachzugehen, das heißt — nicht so, wie es ihm zukam, sondern wie der simpelste Jagdgehilfe: allein, nur von seinem Hunde begleitet, in allereinfachster Lodenkleidung, mit der Pfeife im Munde und so weiter. Den Aufenthalt in Jagdschlössern verschmähte er, er hauste oft wochenlang in einer der Waldhütten nahe bei St. Veit — dort soll er sich sogar selbst gekocht haben. Ja, es war ein sonderbarer Herr — ich bitte um Verzeihung! — In diesem wunderlichen Incognito scheint Seine Hoheit ein — hm! ein zartes Verhältniß angeknüpft zu haben — sollte man's für möglich halten? mit einer wirklichen Bauerndirne. Man munkelte Verschiedenes darüber — er soll die Dorfschöne eben in seiner Jägerhütte empfangen haben; das Dirnlein glaubte einen armen Teufel von schmuckem Forstgehilfen zum Liebhaber zu haben. Du lieber Gott, so weit wäre das Ding nicht so arg gewesen; es kommt uns ja nicht zu, die Passionen eines hohen Herrn zu kritisiren. Aber — wahrhaftig, es ist unglaublich, kaum denkbar! — eines Tages tauchte in der Hofkammer ein immer bestimmter werdendes Gerücht auf, Prinz Conrad gedenke die kleine Plebejerin in aller christlichen Form — zu seiner Gemahlin zu machen. Es gab im Cabinet von Serenissimus sehr erregte Auftritte; der Prinz und höchstdessen Vater geriethen so hart aneinander, daß wir Mühe hatten, die Dienerschaft außer Hörweite zu bringen. Der Erbprinz war ein edler, braver Herr, für den Jeder das Leben hingegeben hätte — aber das muß ich sagen, seine Hartnäckigkeit in dieser heiklen Sache ging doch über das von Gott erlaubte Maß hinaus. Er blieb dabei, das Bauernmädchen heiraten — auf alle seine Würden, Ansprüche und Titel verzichten zu wollen, um sich als einfacher Privatmann mit einer kleinen Apanage ins Ausland zurückzu-

ziehen, nichts weiter als — Gatte eines niedriggeborenen Geschöpfes. — Am Hofe hieß es bereits allgemein, daß dieses haarsträubende Project in nicht mehr allzuferner Zeit auch verwirklicht werden sollte; Sereniſſimus hatte grollend und schweigend eine paſſive Zuſtimmung gegeben, man ſagte — auf eifrige Verwendung des jüngeren Prinzen Joſef Wladimir....."

„Der in dieſem Falle natürlich der nächſte Agnat am Thron geworden wäre," warf Roland ſarkaſtiſch ein. „Hier entdeckte der Herr Bruder alſo plötzlich ſeine Liebe zu dem bisher Angefeindeten und ließ ſich zu einer wohlwollenden Fürſprache beim Vater herbei? Wie edel!"

Der Graf zupfte verlegen an den Brauen und hüſtelte, ehe er fortfuhr. „Ich weiß nun nicht, ob es doch eine Regung des Gewiſſens war, veranlaßt durch das plötzlich eintretende ſchwere — Unglück des allergnädigſten Herzogs — die Aerzte behaupteten ja, tiefer Kummer und Aufregung habe die Krankheit Seiner Hoheit hervorgerufen — ich weiß, wie geſagt nicht — hm! Andere ſagten wieder, Prinz Conrad habe plötzlich gegen ſeine — wenn ich ſo ſagen darf — gegen ſeine Braut einen nicht unbegründeten Verdacht auf Untreue gefaßt — kurz, Thatſache iſt es, daß der Prinz zur ſelben Zeit, als es offenkundig wurde, daß die Ernennung eines ſtellvertretenden Regenten unaufſchiebbar ſei, — ſeine unwürdigen Beziehungen abbrach und, zum Bewußtſein ſeiner edleren Aufgabe zurückkehrend, dieſe Regentſchaft als älteſter Sohn antrat und ſich auch bald darauf ſtandesgemäß verlobte, mit Prinzeß Maria Apollonia."

„Mit Prinzeſſin Maria Apollonia, welche nach dem unnatürlichen Tode Conrad Friedrichs an ſeinen Bruder und Erbnachfolger verheiratet und ſpäter als Herzogin die Mutter unſeres armen Guſtav Friedrich wurde. Das weiß alle Welt. — Aber nun kommen wir zur Hauptſache, Freund! Conrad wurde kurz nach jener — wie Sie ſagen

— standesgemäßen Verlobung unter den mir bereits genügend bekannten — äußeren Umständen auf der Entenjagd erschossen. Johann Hufnagel, ein Jägerbursche, Findling der Gemeinde St. Veit 2c. 2c., war der Mörder — der freiwillige Mörder behaupten Sie? Der Mörder aus freiem, durchaus eigenem Antrieb, sagen Sie? Der Mörder aus Eifersucht?"

Der Prinz war bei den letzten Worten aufgesprungen und hielt seinen durchbohrenden Blick auf den Grafen geheftet, der sich ebenfalls erhob, aber mehr erstaunt als eingeschüchtert oder erschreckt.

„In der That" — (bedächtiges Augenbrauenzupfen) — „Hoheit wollen doch nicht vermuthen, daß — daß ich lüge? — Ich kannte weder jenes Bauernmädchen, noch diesen Johann Hufnagel — aber in intimen Hofkreisen wurde es gleich nach der That bekannt, der Bursche wäre ein verschmähter Bewerber oder ein Verwandter der Dirne gewesen, er habe in dem Prinzen den begünstigten Nebenbuhler gehaßt und — sich darum zu seiner Frevelthat hinreißen lassen."

Roland trat ihm näher, Auge in Auge, beinahe Brust an Brust. Sein Gesicht war bleich vor Erregung, eine furchtbare Spannung malte sich in jedem seiner männlich schönen Züge.

„Und mehr wissen Sie wirklich nicht? Das ist Alles? Bei Gott und Ihrem Seelenheil, schwören Sie mir, daß Sie mir nach Ihrer besten Ueberzeugung die rückhaltslose Wahrheit gesagt haben!"

Der Graf schauerte leicht zusammen vor dem strengen, feierlichen Ton, der ihn bis ins Innerste erschütterte. Aber die Hand, die er in die des Prinzen legte, war fest, fest war auch seine Stimme und ruhig der milde Blick seines Auges.

„Ich schwöre es, Hoheit, bei Allem, was mir heilig gilt, bei dem Allmächtigen, bei meiner seligen Frau, bei dem Haupte meines einzigen, geliebten Kindes!"

Roland athmete tief auf bei diesem letztgenannten Zeugen; sein Blick flammte, und mit aufwallender Herzlichkeit umarmte er den alten treuen Eckhart seines Hauses....

„Aber dann sagen Sie mir um Gotteswillen, bester Graf, warum verschwieg mir das der Oheim-Herzog? Wozu seine Aengstlichkeit, mir und der ganzen jüngeren Generation diese Geschichte zu verbergen?"

„Begreifen Sie denn nicht, mein Prinz?" — flüsterte Bruhh-Tromberg mit einem wehmüthigen Lächeln. „Seine Hoheit war es ja, der den Bruder in seinem Plan — in jenem unsinnigen Heiratsproject bestärkte — ich will mir nicht erlauben, die Gründe dazu auszuforschen — aber, vielleicht nimmt Sereniſſimus an, daß jener Försterburſche nicht so weit gegangen wäre in seiner Eifersucht, wenn —"

„Wenn Conrad das Mädchen nicht zur Frau gewollt hätte, meinen Sie? — Also wäre es eine zarte Regung des Gewissens, eine indirecte Selbstanklage, welche den Onkel bedrückt und ihm Scheu einflößt, dieses unglückselige Ereigniß zu berühren?"

„Ich bin überzeugt davon. Darum wurde uns Wenigen, die etwas über die Beweggründe des Mörders wußten,

auch strengstes Schweigen auferlegt, darum durfte auch nichts in der Oeffentlichkeit verlauten. Man unterdrückte das Geständniß, das der Elende im ersten Verhör aus Trotz oder Gewissensdrang ablegte, und hielt sich und die öffentliche Meinung an seine spätere Aussage, es wäre Alles nur unglücklicher Zufall gewesen."

„Wie? Und darum ließ man den Mann auch entschlüpfen?" fuhr Roland auf.

„Nicht doch, mein Prinz. Johann Hufnagel entkam durch eigene Initiative. Anfangs schien er, wie so viele dieser Bursche, geneigt, sich seiner That als eines Actes heldenhafter Rache zu rühmen, aber die Haft und der Gedanke an die mögliche Todesstrafe macht diese exaltirten Köpfe dann schon mürber. — Sobald die Flucht gelungen, fand man es freilich am besten, keine weiteren Nachforschungen anzustellen. Mein Gott, das traurige Ende des Prinz-Regenten konnte ja doch nicht ungeschehen gemacht werden, und es war für alle Theile wünschenswerth, über die Sache Gras wachsen zu lassen. Hoheit wissen ja, wie leicht das Volk an Gerüchte glaubt und auf einen Fingerhut voll Thatsachen ganze Lawinen der ungeheuerlichsten Combinationen setzt."

„Aber gerade darum hätte man der Wahrheit offen und energisch zu Leibe gehen sollen. Ich hasse dieses alte Vertuschungssystem und erkläre es als oft gefährlicher als die rücksichtsloseste Offenherzigkeit. Darum eben mißtraut man uns im Volke, darum vergrößert man ein Sandkorn von Gewißheit zum Chimborazo. O, über diese altfränkische, zöpfische, unglückselige Geheimnißkrämerei, womit Ihr die ganze Diplomatie in Mißcredit gebracht habt! Ich kann's Ihnen gar nicht sagen, wie Sie mich damit unglücklich zu machen auf dem besten Wege waren!"

„Wie, ich, Hoheit?" fragte Bruky erschrocken.

„Ja, Sie, mein kleiner Metternich! Was thaten Sie denn damals so perplex und hinterher so schuldbewußt,

wanden und krümmten sich, als ich Sie um die Details dieser Mordgeschichte befragte? Wenn Sie selbst eine dunkle That auf dem Gewissen gehabt hätten, Sie hätten sich nicht fataler geberden können."

Der Graf stieß einen komischen Seufzer aus. „Ach, du meine Güte! Ich war entsetzt, in der Meinung, ich hätte mich Ihnen gegenüber irgendwie verrathen, Prinz, Sie hätten vielleicht ein Actenstück in dem mir anvertrauten Archiv aufgestöbert — und Serenissimus machte meine Stellung, mein Brot davon abhängig, daß jener böse Fall in der Hauschronik den jüngeren Familienmitgliedern so lange als möglich verborgen bleibe. Ich sah mich schon um Amt und Ehre gebracht . . ."

„Nun ja, da sehen Sie selbst! Mit diesem leidigen System, jede Thatsache — unterschlagen zu wollen, wenn sie zu unangenehmen Erörterungen Anlaß geben könnte! Lieber Freund, in den Zeiten der allgemeinen Aufklärung, des allgemeinen Lichts, der freien, offenen Gerichtsbarkeit, in der Epoche der einzig berechtigten, der Volks-Souveränität, sind alle diese modrigen Diplomatenkünste und -Kniffe vom Uebel. Wenn Ich die Zügel führen werde, soll Keiner um Amt und Brot zu zittern brauchen, bloß weil er — die Wahrheit gesagt. Mein Wort darauf!"

„Ah! Hoheit wollen doch nicht sagen, daß es geboten sei, dem Pöbel vollen Einblick in die Thätigkeit der Aemter zu gestatten?"

„Allerdings, das eben will ich sagen. Und je mehr Classen Sie zu der großen gemeinsamen Arbeit heranziehen, deren Ziel da heißt: Luft, Licht, Wahrheit und Recht, desto weniger — Pöbel wird es überhaupt geben. Das ist meine Ansicht. Ich kann von Ihnen nicht mehr verlangen, daß Sie die alte Schule abthun sollen, aber wohl kann ich von ganzem Herzen wünschen, daß Sie der neuen nicht hindernd in den Weg treten! — Für heute dank' ich Ihnen, lieber Freund!"

Ganz verblüfft ließ sich der Graf die Hand schütteln; er unterließ es in seiner Verwirrung sogar, den Prinzen an die Thür zu geleiten. Mit bleichem Gesicht, zitternd an den Augenbrauen rupfend, sank er in seinen altmodischen bequemen Schreibfauteuil: ein banger Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Das bedeutet so viel als — meinen Abschied, wenn Er an's Ruder kommt!" murmelte er entsetzt. „Gerechter Gott! Ich bin ruinirt! Wer weiß wie lang der Herzog noch... oh! oh! Dann kannst du dein Bündel schnüren, Guido von Brukh-Tromberg, erster Kammerherr, Hofmeister, Hausminister, Familienarchivar, Graf und Excellenz — dann bist du ein altes, bei Seite geschobenes Möbel und magst zusehen, wie du dich und dein lebensfrisches Kind als armer Teufel — von einer mageren Pension ernährst!"

Er lehnte sich zurück und legte die altersschwachen Hände vor's Gesicht. — — — — — — — —

Aber Prinz Roland hatte doch keine volle Beruhigung aus den Eröffnungen des Diplomaten „aus der alten Schule" geschöpft. Er war kaum in seine Appartements zurückgekehrt, als das Gespenst des Argwohns, des mißtrauischen Zweifels schon auf's Neue die Krallen nach ihm ausstreckte. — Wie, wenn Josef Wladimir denn doch geheimen Theil an der Unthat jenes Johann Hufnagel gehabt hätte? Brauchte denn Brukh-Tromberg oder sonst Jemand darum zu wissen? Konnte der Jägerbursche nicht ganz wohl, neben seiner Eifersucht einer — verbrecherischen Weisung gehorcht haben, umso lieber gehorcht haben, eben weil persönliche Motive dazukamen, welche die Wahl des — Höheren gerade auf ihn als ein wahrscheinlich sehr bereitwilliges Werkzeug lenkten?.... .

„Pfui! Pfui!" rief er sich selber zu, die Faust an der finster gerunzelten Stirne. „Warum kannst du diesen unwürdigen Verdacht nicht von deinem Herzen ausstoßen? — Was nützt es dir denn dann, wenn selbst Josef Wladimir

dir jene Beweise des Alten wiederholt? Wirst du ihm denn glauben? Und wenn er dirs auf den Knieen zuschwört, dieser höllische Zweifel käme doch immer und immer wieder, was mir der Onkel auch sagen könnte! Entsetzliches Geschick! — Steckst du die Hand einmal in solchen Schlamm, du bringst sie nicht mehr rein! So hat mir ein schurkisches Bubenstück mein ganzes Sinnen und Denken vergiftet. Darf ich denn ihr — dem holden Mädchen die Hand reichen — mit diesem Zweifel, der allein schon ein Makel an unserem Blut, an unserem Hause ist? — Und wo die Beweise hernehmen, die mir diesen schrecklichen Zweifel lösen könnten? Der Mörder? Der ist wohl todt, seit Jahrzehnten vermodert und vergessen. Und doch — nur wenn die Todten auferstünden: dieser Mann oder Conrad Friedrich — nur dann könnte ich meine Ruhe, meinen Frieden wiederfinden!"

Er stöhnte schmerzlich auf und ging wie ein verzweifelnder Gefangener auf und nieder. Er war auch ein Gefangener — in einem Labyrinth von tausend Irrgängen, aus dem er kein Entrinnen sah.....

Die Stimmung des Erbprinzen wurde begreiflicher Weise nicht verbessert, als wenige Tage später — Seine Erlaucht der ehrenwerthe Landgraf Otto von Pöckheim in der Residenz eintraf. Da Herzog Josef Wladimir, auch auf Anrathen des Leibarztes hin, sich noch immer von jeder Berührung mit der Außenwelt abschloß, so war es natürlich Erbprinz Roland, an welchen sich jetzt der Biedermann wandte. Was sein eigentliches Anliegen betraf, so hielt er damit noch zurück, bis die „Indisposition" des regierenden Herrn, der in seiner Sache doch allein entscheiden konnte, wieder behoben sein würde, aber er fand es immerhin zweckmäßig, nach seiner schon öfter erprobten Taktik — „seinen Boden zu düngen." So kehrte er Roland gegenüber den gekränkten Vater heraus, der mit Schmerz hätte erfahren müssen, daß sein geliebtes, theures Kind an einen unwürdigen Gatten „gekettet" gewesen sei, und scheute sich nicht,

direct darauf anzuspielen, daß er für seinen Schmerz eine gewisse „Genugthuung" fordere. Nicht genug, daß seine Tochter an einen Geisteskranken gefesselt gewesen sei, der sie tyrannisirt und geknechtet habe, der schließlich die ganze Verwandtschaft durch seine Wahnsinnsthaten, besonders seine letzte, auf's Empfindlichste compromittirt habe — man sei Prinzeß Helene auch als Witwe in ungebührlichster Weise begegnet, man habe sie verkürzt und er sei gekommen, die Rechte der Tochter zu wahren, als ihr natürlicher und einziger Beschützer. Der erlauchte Gauner verschmähte es auch nicht, raffinirte Andeutungen einfließen zu lassen, daß ihm genug Mittel zu Gebote stünden, den Hof zu einer „freundschaftlichen Verständigung" zu zwingen. Und Prinz Roland ahnte nun, wessen Einfluß die mehrfach erwähnten Zeitungsartikel zuzuschreiben seien, welche schon vor Monaten die perfidesten Tactlosigkeiten gegen die herzogliche Familie zum Untergrund hatten. Jetzt fiel ihm auch mit einem Schlage ein, daß Dröscher damals in Berlin den Namen des Landgrafen genannt habe, als er von seinen „geschäftlichen Verbindungen" gesprochen hatte, durch welche er das Tagebuch des Obersten Perneck anderweitig zu verwerthen vermöge... Roland wußte nun, daß mit Pöckheim ein neuer Erpresser vor ihm stand, der die den Tod Conrad Friedrichs begleitenden Umstände ebenso auszunützen gesonnen sei wie die jüngste Katastrophe im Herzogshause — sei es auch nur in Form peinlicher Beleuchtungen und Erörterungen in der internationalen Presse. So konnte der arme Prinz nicht dem Impulse folgen, dem er sonst nachgegeben hätte: den Mann eigenhändig vor die Thüre setzen. Zumindest mußte ja dem Herzog selbst die endgiltige Entscheidung überlassen bleiben, ob Pöckheim seinen Zweck: ein regelrechtes Schweigegeld in Form einer sogenannten Subvention, wirklich erreichen sollte. Aber der Prinz für seinen Theil, wäre noch einmal bereit gewesen, sein Vermögen zu opfern, wenn er diesen tödtlich gehaßten Intriguanten aus der Welt hätte

schaffen können, denn so lange derselbe noch athmete, fühlte sich Roland wie von einem Dämon bedroht, der stets mit cynischem Finger auf die Schattenseiten seines Geschlechtes weisen würde — ein lebendiges Menetekel .....

* * *

Renate von Perneck beobachtete mit zunehmender Besorgniß die Schwermuth ihrer geliebten Schutzbefohlenen; derselben schrieb sie auch allein alle die bangen Beklemmungen zu, welche jetzt ihr eigenes Gemüth bedrängten. Wir werfen uns ja mit verdoppelter Hingebung einer naheliegenden Sorge in die Arme, welche uns eine andere, heimliche, vor sich selbst nicht eingestandene, überwinden oder wenigstens bemänteln helfen soll.

Es war übrigens verblüffend, wie Edith in der letzten Zeit, vielleicht gerade durch das Leid, an dem sie trug, gereift geworden war. Renate bemerkte mit Erstaunen, wie sich dieses Kind zum Weibe entwickelte. Ediths Schönheit hatte sich durch einen weihevollen Ernst, eine Würde gehoben, welche sich in jeder ihrer Bewegungen aussprach. Es ist merkwürdig, daß ihre Art von Körperschönheit, diese edle indische Racenschönheit erst vollendet wird durch jenen Zug von Melancholie, jenen Anflug von Trauer, „der diesen seltsamen, früh entwickelten Geschöpfen etwas so wunderbar Geheimnißvolles verleiht," wie Buerstenbinder damals zu Renate von den Hindumädchen im Allgemeinen gesagt hatte. Wie würde der Bildhauer erst gestaunt und bewundert haben, wenn er sie jetzt gesehen hätte — seine „Lotosblume", jetzt wirklich das, was sein Künstlerauge in ihr geahnt hatte — „eine vom Dufthauch träumerischer Poesie umwobene mimosa sensitiva"....

Hobnail sah sein Kind nur selten; er konnte ja sein Zimmer nicht mehr verlassen, der arme, dem Tod geweihte Mann, und er machte sich immer Gewissensbisse, wenn er

Edith ab und zu einmal bei sich behielt; er glaubte ihr durch seine Nähe zu schaden; er küßte sie nicht mehr, um ihr nicht den Ansteckungskeim seiner Lungenkrankheit mitzutheilen, wie er fürchtete und rechnete es sich als Unrecht, als frevelhaften Egoismus an, daß er sie durch seinen Anblick an die Nachtseite des Lebens gemahnen mußte. Was er überdies von ihrem Gemüthszustande sah, und was ihm Renate darüber mittheilte, das mußte seinen Kummer nur vertiefen.

In einer jener seltenen Stunden, wo er die Tochter neben sich an seinem Ruhebette sah, ergriff er ihre Hände und neigte sein gespenstisch hohl gewordenes Gesicht zu dem ihren.

„Mein Kind, es wird Zeit, daß ich mein Haus bestelle und dem Liebsten, das ich auf Erden habe — dir — gerecht werde! du hast Kummer — laß' mich wissen, was es ist! Kannst du dich denn nicht deinem Vater anvertrauen, wie du es bereits — deiner Freundin gegenüber gethan hast?"

Edith sprang auf, eine jähe Blutwelle tauchte ihr Gesicht in Purpur. Dann sank sie neben dem Ruhebett auf die Kniee und preßte die Lippen auf die Hand des Vaters.

„Es war schlecht von mir," sagte sie leise, ohne das Haupt zu erheben, „ja, du hast das erste Anrecht, Alles zu wissen, was mein ganzes Herz erfüllt, du lieber, guter Papa! Ich fürchtete, du würdest mir zürnen — aber wenn du es auch thust — ich will es dulden; ändern kannst du ja doch nichts an mir, ebensowenig als ich es selber kann."

Er legte die zitternde Hand auf ihr blauschwarzes, duftendes Haar und betrachtete sie zärtlich und verwundert. Jetzt merkte auch er, daß in ihrem Wesen eine ungeheure Verwandlung sich vollzogen hatte. Das war nicht mehr das Kind, das launischen Eingebungen folgte. Ihre Stimme sogar hatte sich verändert, war gehaltvoller, tiefer geworden — wie die Gedanken, die aus dieser Stimme sprachen.

„Du — liebst?“ flüsterte er. Er erwartete, sie zusammenschrecken zu sehen, aber sie hob ruhig das klare, wunderbar schöne Antlitz zu ihm empor. Ihr sicherer, sonorer Ton ließ ihn noch mehr erstaunen.

„Ja, Papa. — Sie hat dir wohl auch gesagt, w e n, nicht wahr?“

Er nahm ihre Wangen zwischen seine breiten Hände. „Wirklich, wirklich? Ja, ich kenne ihn. Mein Gott! Kind, denkst du denn nicht daran, daß er dein Vater sein könnte?“

„Soll er mir denn das nicht auch sein? Und ist das nicht noch mehr Grund, an ihm zu hängen? Ich liebe ihn ja auch darum, weil ich mich wie sein willenloses Kind in seine Arme legen möchte, weil ich weiß, daß er schon ein echter Mann, derselbe starke, ruhige, sein ganzes Schicksal wie spielend beherrschende Geist gewesen, als ich noch ein unvernünftiges Kind war. Aber doch — ich kann es nicht sagen, wo sich meine Liebe eigentlich anknüpft. Ich fühle nur, daß sie da ist, daß sie nimmer von mir weichen wird. Ich möchte sie auch nicht missen, nicht einmal das Leid, das sie mir jetzt, um deinetwillen, verursacht, denn Alles,

was damit zusammenhängt, ist schön — so wunderbar reich, daß ich es nie zu schildern vermöchte. Es muß wohl wirklich ein Geschenk vom Himmel sein — es ist wie Religion. Das weiß ich erst, seitdem er fort ist. Es ist erst seither in mir aufgegangen, wie ein Same — und jedes Blättchen an dieser Wunderpflanze ist mir theuer, gleichviel ob Wonne oder Leid darauf geschrieben steht."

Der Kaufmann verstand nicht ganz, was sie sagte. Aber er fühlte — Grund ....

„Siehe, mein innigster Wunsch wäre — ein anderer gewesen," sagte er nach einer Weile, weit unsicherer, als er sich diesen Punkt zu berühren vorgenommen hatte; er that es jetzt vielleicht nur mehr, weil er von seinen — Geschäften her gewohnt war, ein Project nicht sogleich, ohne Versuch zur Realisirung, aufzugeben. „Wenn du den jungen Künstler, Buerstenbinder's Freund — Hans Sauser — haben wolltest — ah! das wäre etwas Anderes!"

Sie schüttelte sanft, nicht mehr mit dem früheren kindlichen Eigensinn, den Kopf. Das liebliche Lächeln, das ihre Lippen umspielte, hatte etwas unbewußt Ueberlegenes.

„Das wäre freilich ein Anderes. Und darum eben ist es nicht möglich. Sieh, Papa, du könntest mir ebensogut befehlen — was nur? nun, daß mein Haar plötzlich blond sein solle, daß ich älter oder jünger sein solle, als ich bin — kurz, etwas, worüber ich keine Macht habe."

Er sah ihr sinnend in die träumerischen Gazellenaugen. Die Sprache, die diese dunklen Sterne redeten, verstand er wohl besser als die ihrer Lippen, die ihm nur Musik war.

„Aber du närrisches Kind — was soll denn das werden? Du kannst dich ihm doch nicht an den Hals werfen, du weißt ja noch gar nicht einmal, ob er dich wieder liebt..."

„O gewiß, Papa," sagte sie einfach, aber es lag eine felsenfeste Ueberzeugung in diesen drei Worten.

„Was? Hat er dir das schon gesagt?"

„Nein. Aber ich weiß es auch so. Ich weiß, daß es nur der abscheuliche Reichthum ist, der ihn von mir fern hält."

„Hm! Aber wenn er dir wirklich kein Wort noch —"

Sie fiel ihm in die Rede. „Das braucht es nicht. Und wenn auch sein Blick, das Zucken seiner Hand es mir nicht unbewußt verrathen hätte, ich wüßte es doch. Was ich da drinnen in meiner Brust fühle, das könnte gar nicht sein, wenn nicht ein magnetisches Band zwischen unseren Herzen bestünde. Ich empfinde ja deutlich, daß diese Regungen nicht aus mir selber kommen, sondern, daß eine fremde Macht sie erweckt. Nein, meine Liebe ist zu stark, als daß sie unerwidert wäre, als daß der gewaltige Strom nicht auch in seine Seele fluthen müßte, nach der er unaufhaltsam strebt. Das ist mein fester Glaube, den mir keine Vernunft rauben kann."

Dieser seltsame kindliche Glaube, von dem sie mit dem Blick der Hellseherin sprach, hatte etwas unendlich Rührendes. Er war der Untergrund ihrer ganzen naiven Weltanschauung. Hobnail hatte nicht den Muth, etwas dawider zu sagen; er fühlte wohl auch, daß es vergeblich gewesen wäre .....

Drei Tage lang beschäftigte sich der Engländer beinahe nur mit diesem einzigen Gedanken. Dann ließ er Buerstenbinder durch Renate, welche ab und zu noch immer nach den Fortschritten in Sauser's Genesung fragen mußte, zu einer gewissen Stunde zu sich bitten. Renate hatte Hobnail nothwendigerweise auch von der treuen Aufopferung berichten müssen, mit welcher der Bildhauer seinen jungen Freund pflegte, und das hatte Michael sehr erhoben in den Augen Mr. Lawrences, der an Hans Sauser mit einer schier unbegreiflichen Neigung hing.

Renate hatte mit der ahnungslosen Edith eine lange Spazierfahrt unternehmen müssen, während Hobnail den Besuch Buerstenbinder's an seinem Krankenlager empfing.

Er vermochte nur dem fanatisch geliebten Kinde gegenüber den richtigen vollen Herzenston zu finden. Vor dem fremden Manne konnte er sein Anliegen wieder nur — beinahe wie ein Geschäft entwickeln.

„Sie wissen vielleicht sehr wohl, Herr Professor, warum ich Ihre Lectionen abbrechen ließ?"

Buerstenbinder sah erstaunt empor. Wollte ihm der verrückte Engländer vielleicht Vorwürfe machen? Es sah ganz so aus. — Hobnail brachte seine Worte kurz, mit kleinen Pausen vor, wie es seine schwer athmenden Lungen bedingten.

„Ich habe kein Talent und keine Lust zu langen Umschweifen, Herr. Gerade heraus: Sie lieben meine Tochter?"

Buerstenbinder biß sich erbittert auf die Lippen. „Nun denn, um Ihnen ebenso kurz und bündig zu antworten, Mr. Lawrence — ja, ich liebe Miß Edith. Warum soll ich es nicht gestehen? Ich sehe keinen Grund, mich deshalb von Ihnen brüskiren zu lassen. Gerade mein Stolz gebietet es mir, Ihnen die volle Wahrheit zu sagen. Wenn Sie mich gleich damals hätten fragen wollen, würde ich Ihnen ebenso ruhig dasselbe geantwortet haben. Was Sie aber mit dieser Frage bezwecken, das ist mir nicht recht erfindlich — heute finde ich sie zumindest verspätet. Oder wollen Sie das nachholen, was Sie damals versäumt zu haben glauben — mir persönlich die Thüre zu weisen? Das wäre eine merkwürdige Marotte, die mich ihrer Originalität wegen sogar belustigen könnte."

Hobnail begnügte sich, diese Bemerkungen mit einer einfachen Geberde zurückzuweisen. „Bleiben wir bei der Sache! Wenn Sie meine Edith lieben, dann haben Sie wohl auch daran gedacht — sie zu heiraten?"

„Mein Herr, mit einundvierzig Jahren kann man sich über einen gewissen Johannistrieb seines Herzens verwundern — aber man ist einsichtsvoll genug geworden, ihn — unter Umständen, wie die gegenwärtigen — als das zu betrachten, was er ist — eine schöne Zierpflanze, von welcher sich der

Eigenthümer keine Früchte versprechen darf. Oder um mich für Sie faßlicher auszudrücken: Ich freue mich, ich erbaue mich an meiner Liebe, die mir das Leben neuerdings werthvoll macht, aber ich denke selbst in den optimistischsten Stunden nicht daran, daß sie mich zu irgend einem äußeren Ziel führen könnte. — Nochmals, gestatten Sie mir zu fragen, was beabsichtigen Sie mit Ihrer — Wißbegierde? Haben Sie mich wirklich nur rufen lassen, um mir eine vermeintliche Demüthigung zu bereiten — oder mit mir über — Gefühlseigenthümlichkeiten zu disputiren?"

„Das äußere Ziel, von dem Sie sprechen, die Heirat — Sie halten es wohl nur deshalb für überflüssig, daran zu denken, weil Sie sich als Vernunftmensch sagen, daß ich Ihnen meine Einwilligung verweigern würde?"

„Ganz richtig. Warum wollen wir aber darüber unnütze Worte verlieren, Herr?"

„Ich schätze Sie wegen dieser vernünftigen Anschauung," fuhr Hobnail ungestört fort. „Wie — wenn ich mich nun aber doch zu dieser Einwilligung entschließen könnte?"

Buerstenbinder prallte zurück. „Scherzen Sie, Mr. Lawrenze?!"

„Ich hab's in meinem ganzen Leben nicht gethan. — Ich bin ein Todescandidat, ich will meiner Tochter einen Freund, eine Stütze sichern — und ich habe mich allmälig mit dem Gedanken befreundet, daß Sie — vielleicht gerade durch Ihre reiferen Jahre — der Mann dazu sein könnten. Es ist mir bei näherem Zusehen auch lieber, es mit keinem jugendlichen Phantasten und idealischen Sausewind zu thun zu haben. Wir können uns leicht verständigen, wie es nur unter ernsten, vernünftigen Männern möglich ist. — Ich habe also gegen Ihre Werbung um mein Kind nichts einzuwenden, lieber Freund!"

Er streckte ihm die Hand hin, aber Buerstenbinder schlug sie mit einer Verbeugung und einem ironischen Lächeln aus.

„Meine Werbung? Ich erinnere mich nicht, eine solche gewagt zu haben."

„Nun ja, weil Sie es eben nicht wagten — komme ich Ihnen mit väterlichem Wohlwollen entgegen."

Hobnail's Hand ragte noch immer leer aus dem Bette. Buerstenbinder's Genialität gab sich vorläufig ganz dem eigenthümlichen Humor der Situation hin.

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte, mein Herr. Aber ich kann davon keinen Gebrauch machen."

„Ah! Warum nicht? Was soll denn das —? Haben Sie mir nicht soeben gestanden, Sie liebten meine Tochter?"

„Gewiß — und das ist lediglich meine Sache. Um Sie aber über einen Irrthum aufzuklären, Mr. Lawrence! Ich muß mich dagegen verwahren, daß Sie mich als das betrachten, was Sie einen vernünftigen Mann, Ihren Gesinnungsgenossen nennen. Vielleicht bin ich in Ihren Augen denn doch ein jugendlicher Sausewind, ein Idealist. — Sie pochen auf Ihre Millionen. Wären Sie ein armer Teufel, Sie würden es nicht wagen, mir Ihre Tochter anzubieten — und gerade dann könnten Sie es nach meiner Ansicht eher thun. Sie sehen also, daß wir ganz verschieden denken. Dieselben Millionen, welche Sie so sicher und zielbewußt machen, veranlassen mich, Ihren Antrag — eine Unverschämtheit zu nennen."

Hobnail's Gesicht färbte sich höher, vielleicht aus Zorn, vielleicht aus Scham — oder aus beiden Ursachen zugleich.

„Sie wählen — starke Worte mein Herr!"

„Es gefällt mir eben, Ihnen einmal meine Meinung zu sagen. — Sie glauben mich, wie die meisten Ihrer Creaturen völlig in der Tasche zu haben, wenn Sie mir eine reiche Mitgift in Aussicht stellen. Sie können es sich eben leisten, Ihrem Töchterchen auch den Mann zu verschaffen, nach welchem sie in einer allerliebsten Laune verlangt. Nun sehen Sie aber wohl, daß Sie sich getäuscht

haben? Behalten Sie Ihre Millionen und bringen Sie Miß Edith die heilsame Lehre bei, sich ihr Lebensglück anders verdienen zu wollen — als immer nur mit bloßem Geld! — Gott befohlen!"

Buerstenbinder drehte sich um und verließ mit leichten Schritten das Zimmer und das Haus.

Hobnail zitterte am ganzen Körper, als er so, halb sitzend, auf seinen Kissen lag. Es wurde ihm dunkel vor den Augen und seine Brust arbeitete krampfhaft ....

Als Renate am Abend bei ihm vorsprach, um ihm wie gewöhnlich die Zeitung vorzulesen, scheuchte er sie mit einem Knurren wie ein gereizter Bulldogg hinaus. Sie wußte, daß sie sich's ersparen konnte, nach seinem Erfolg bei Buerstenbinder zu fragen. Sie hatte das auch schon halb und halb vorausgesehen. Hobnail war ja wahrlich nicht der Mann, ein zartes, stolzes Gemüth zu verstehen. Sie wußte, Buerstenbinder würde eingewilligt haben, wenn er Edith nur sehen hätte können — vor oder während dieser Unterredung. Ihre Gegenwart hätte keine Erbitterung, kein kaltes Mißverstehen in ihm aufkommen lassen können. So hatte er aus Hobnail's Worten nur — das Geld klingen gehört und nichts von der zauberischen, überzeugenden Musik, die in Ediths Innerem widerklang ....

Dr. Tischbein fand am nächsten Morgen den Patienten so schlimm, daß er auch vor diesem selbst seine bedenkliche Miene nicht verbergen konnte.

„Ich weiß — es geht zu Ende — wie?" röchelte Mr. Hobnail. Er konnte sich nicht mehr aufrichten.

„Sie müssen sich außergewöhnlich aufgeregt haben."

„Vielleicht," murmelte der Kranke kaum vernehmlich, halb im Fieberdelirium, „aber — er hat doch recht — ah! — er ist — ein Charakter — Gott verdamm' mich, ich glaub' — ich hab' mein Leben doch schlecht bestellt ...."

„Sie phantasiren ja mit offenen Augen, Mr. Lawrence. Beruhigen Sie sich nur!"

„Beruhi — gen? Ja. — Doctor — verlangen Sie was Sie wollen! — aber bringen Sie mich nur noch so weit zu Kräften — daß ich — schreiben kann. Ich will — mein Testament machen."

„Das können Sie schon heute. Schicken Sie nach Ihrem Notar!"

„Aber — ich muß auch selbst — schreiben — ich muß! Doctor, geben Sie mir nur — eine Stunde die Fähigkeit dazu — und dann soll's meinetwegen aus sein!"

Der Medicinalrath beschwichtigte ihn und verschaffte ihm stärkenden Schlaf. Die Idee, testiren zu wollen, fand er sehr vernünftig. Es schien ihm schon hohe Zeit dazu.

Am anderen Tage hatte sich Hobnail wirklich so weit erholt, daß er auf einem Pult, das man ihm auf die Decke legte, zu schreiben vermochte. Er ließ Niemand dabei sein. Nach zwei Stunden empfing er völlig erschöpft den Notar. Er überreichte ihm eine versiegelte Schrift.

„Das — ist ein Codicill!" lallte er mühsam. „Nehmen Sie's, Herr Doctor! Ich fürchtete schon — nicht mehr damit fertig zu werden. — Es ist das Letzte, was ich — in diesem Leben geschrieben habe — das weiß ich. — Jetzt, bitte, setzen Sie sich zu mir — ich werde Ihnen, so gut ich kann, mein eigentliches — Testament dictiren!"

Die Aufschrift auf dem Couvert war in großen, zitternden Buchstaben hingemalt und lautete: „An Herrn Bildhauer Johannes Sauser — Hier."

Der Notar nickte geschäftsmäßig und schob das Document in seine Actentasche. Dann ließ er sich an dem Tischchen neben dem Bette des Kranken nieder, bereit, dessen letzten Willen in aller Form aufzuzeichnen ...

(Schluß folgt.)

# Der alte Coo.*)

Eine Erzählung von der neuen deutschen Reichsinsel
von Hans Mapell van Brawe.

## I.

Noch zeichneten sich die Thürme, die Häusermassen der Stadt Hamburg in gigantischen Umrissen gegen den Morgenhimmel ab, als am niederen Hafen die kurze Nachtruhe wieder der rastlosen Thätigkeit zu weichen begann, die dort zu jeder Zeit herrscht, wenn die Schiffahrt nicht durch Eisgang unterbrochen ist. Von allen Seiten strömten die Hafenarbeiter und Lastträger herbei, mit breiten ledernen Schürzen und großen Theiles mit schweren Holzschuhen angethan.

Schon beginnt das Rasseln der Ketten über die Scheiben der mächtigen eisernen Krahnen, welche gewichtige Ballen oder Fässer emporheben aus den Lichtern oder direct aus den Schiffen.

Immer lauter erschallt das „Jo—i—ho“ der Matrosen beim Aufhissen der Ladung aus dem weiten „Raume“ oder beim Einhieven (Einwinden) der Ankerketten. Bord

*) Auf Thatsachen beruhend.

an Bord reihen Schiffe aller Nationen und Bauarten sich neben einander, im Löschen begriffen oder bereits unter neuer Fracht ruhig daliegend, fast bewegungslos, während die leeren Fahrzeuge, den Bugspriet auf und niedersenken. Immer lebendiger wird es im Hafen, der jetzt von den hellen Strahlen der Frühsonne beleuchtet wird. Rollwagen führen Ballen zu den Magazinen, winzige Dampfer winden sich hindurch zwischen all den überseeischen Steamern und Segelkolossen und mit ameisenartiger Thätigkeit bewegt sich die Unzahl kleiner und kleinster Boote umher, Verbindung herstellend zwischen den Schiffen und dem Kai, dem „Vorsetzen."

Nichts geschieht hier zwecklos. Ueberall erkennt man die Eile des Geschäftes. Würdige Capitäns lassen sich ans Land setzen, um in den Bureaus der Rheder oder Makler neue Fracht zu vereinbaren. Die Besitzer der Schleppdampfer trachten, sich den Vorrang abzugewinnen bei den auslaufenden Seglern, und stellenlose Matrosen suchen neue Heuer (Anwerbung), nachdem die in Gefahr und Arbeit errungenen Thaler oder Dollars verjubelt sind. — —

Jetzt schießt eine Jolle pfeilschnell zwischen den „Piers" des äußeren Jonashafens hindurch. Nur ein Mann befindet sich darin. Dicht am Spiegel (Hintertheil) stehend, „wrickt" (rudert) er das Boot direct in der Richtung auf eine Bark, welche, zum Auslaufen bereit, schon Tags zuvor an einer „Mooring" (Art Tonne) im Strome vertaut wurde.

Das schöne schlanke Schiff ist seeklar und mit Kennerblick gleitet das Auge des Ruderers über die Takelung.

„Hat seine „Gesina" in gutem „Trimm" (Ordnung), versteht seinen Kram!" brummt er dann zwischen den Zähnen, den kurzen Pfeifenstummel auf die andere Seite schiebend, indem er eine dichte Tabakswolke von sich bläst. Das Boot legt sich jetzt längsseit der Bark und ein etwas heiser klingendes „Ahoi" ruft den „Ausguck" an die Schanzkleidung.

„Capitän ten Waal an Bord?“ klingt es hinauf und auf die bejahende Antwort macht der Alte sein Boot fest und klettert mit Gewandtheit das nur aus schmalen, festgespikerten Stufen bestehende „Fallreep“ (Schiffstreppe) hinan. Ein „Alter“ ist aber der Bootführer. Zahllose Falten durchfurchen das schmale Gesicht und fast weiß sind die vollen Haare, die vorn unter der zurückgeschobenen Mütze hervorsehen.

Während der wachhabende Matrose den Capitän von der Ankunft des Fremden an Bord unterrichtet, läßt dieser die auffallend hellen, fast himmelblauen Augen umherschweifen über das Deck. Niemand gibt Acht auf den Mann, denn überall herrscht rege Thätigkeit. Da wird das stehende Gut, das feste Tauwerk, noch einmal gelabsalbt (getheert), der beim Uebernehmen der Ladung verletzte Oelanstrich ergänzt, Flecken auf dem Deck müssen der Arbeit mit Bimstein weichen — kurz überall macht sich der seemännische Ordnungssinn geltend.

Des Alten Musterung scheint zur Befriedigung ausgefallen zu sein, denn jetzt zieht er die buschigen grauen Brauen in die Höhe, neigt den Kopf und streicht mit der Hand über das Kinn. „Best,“ brummt er dann in den Bart, „heel best, sehr gut.“ Das heißt, nicht wörtlich ist das Brummen in den Bart zu nehmen, denn nach Art vieler alter Seeleute trägt er Lippen und Kinn rasiert.

Eben theilt der von der Cajüte zurückkehrende Matrose mit, daß der Capitän den Fremden erwarte, als jener selbst die messingbeschlagene Cajütstreppe emporsteigt und auf den Alten zuschreitet.

„Was ist Euer Begehr?“ fragt er mit einer wohltönenden Stimme, deren Weichheit mit der breiten Hünengestalt in Widerspruch zu stehen scheint.

„Ich begehre angeheuert zu werden,“ lautet die Antwort im reinsten Friesisch, wie auch die Frage im friesischen Dialect gestellt war.

„Ihr?" fragte der Capitän, erstaunt auf die schmächtige kleine Figur des alten Mannes sehend.

„Thut mir leid," fuhr er dann fort, „meine Mannschaft ist complet."

„Und doch habt Ihr gestern noch in Harm Klaasen's Contor nach einem Schiffsjungen, Koch und Steward — alles in einer Person gesucht."

„Und dazu meldet Ihr Euch?" fragte der Capitän lächelnd. „Alter Freund, für einen Matrosen seid Ihr zu „minn" (zu schwach), und für einen Schiffsjungen zu alt!"

Ohne ein Wort zu erwidern, holte der Mann aus der Tasche seiner blauen Schifferjacke eine Blechdose und entnahm derselben eine Anzahl von Schriftstücken, die er dem Capitän übergab.

Während dieser Anfangs nur beiläufig in die Papiere blickte, ruhten die blauen Augen des Alten mit Spannung auf den schönen, männlich kräftigen Zügen des Seemannes. Als aber dann der Capitän immer größeres Interesse zeigte, da leuchtete es förmlich auf in den alten Augen wie in Jugendfrische.

Jetzt reichte jener die Papiere zurück und wiederum sah er, wie prüfend über den Mann.

„Freilich, das sind Zeugnisse, wie sie nicht jeder aufweisen kann! Besonders, daß Ihr auch 10 Jahre als Segelmacher gearbeitet, kann mir passen und in der Seemannschaft seid Ihr auch erfahren, wenns sein muß. Aber wie steht's mit der Heuer?*) Ich kann Euch nicht mehr geben — als"

„Was Ihr gebt, ist mir recht, Capitän. Ich bin das Leben an Land müde und will mit Euch. Sollt's nicht zu bereuen haben, Capitän ten Waal, wenn Ihr mich anheuert."

Der Capitän war einen Augenblick unschlüssig. Als er dann dem offenen vertrauensvollen Blicke des Alten

*) Miethzins.

begegnete, hielt er ihm plötzlich die Hand hin. „Abgemacht, Coo Petersen — ich nehme Euch mit — als Koch und Schiffsjungen und als Segelmacher, wie Ihr's wollt! Holt Euer „Gut“ *) an Bord, denn morgen mit der Hochfluth geht's Anker auf!

„Sonderbarer Alter!“ sagte der Capitän, Coo Petersen nachsehend, welcher mit kurzem „Goon Dag“ sich verabschiedet hatte und eben die Stummelpfeife wieder in Brand setzte, „wunderlicher Kerl, aber er hat einen guten klaren Blick. Ist mir nun ganz recht, daß mein Schiffsjunge „aus den Liken**) ging, ehe die Bö***) einsetzte, wäre doch Nichts mit ihm geworden.“

* * *

In Wilkens Keller, in der sogenannten Capitänsstube, waren am Abend desselben Tages eine Anzahl von Schiffsherren und Rhedern vereint. Es galt dem Capitän Hero ten Waal einen Abschiedstrunk zu bringen. Eine längere Reise lag vor ihm, da die „Gesina,“ mit Zucker befrachtet, nach Boston und von dort nach Melbourne ging.

„Ist Euere erste große Fahrt als Capitän, ten Waal,“ meinte ein ergrauter Schiffsherr, „da heißt's Augen und Ohren auf. Aber Ihr kennt ja die Gesina! Wie lange fuhrt Ihr als erster Steuermann unter Heiko ten Waal, Eurem seligen Vater?“

Seit die Gesina den Bug †) in die See steckte, seit 5 Jahren.“

„Na freilich, da wißt Ihr, wie sie „giert und luvt,“ (wie sie arbeitet). Wäre nun aber an der Zeit, Euch eine Frau in die Cajüte zu holen, soll ja prächtig sein, Euer Schneckenhaus.“

*) Eigenthum.
**) Ausriß.
***) Gewitterwind.
†) Vordertheil des Schiffes.

„Damit wird's wohl Nichts werden. Habe selten Gelegenheit gehabt, mit Frauen in Berührung zu kommen. Mein Vater hatte einen Abscheu vor Allem, was Weib hieß und da er mich seit dem Tode meiner Mutter — ich war damals $1^3/_4$ Jahre alt, — fast immer bei sich an Bord hatte, so wird die Coje*) wohl leer bleiben.

„Na, mir würde die Kost nicht mehr behagen, die so ein Schiffskoch auf eigene Hand fertig bringt. Kam gleich anderes Gewürz in die Suppe, als ich meine Frau mit an Bord nahm!"

„Vorläufig werde ich mich noch mit dem sonderbaren Kauz behelfen müssen, den ich heute als Factotum für Kombüse und Pantry (für Küche und Keller), angenommen habe. Er könnte mein Vater sein, dieser Schiffsjunge!"

„Hörte schon davon," unterbrach ihn ein Rheder, ein würdiger älterer Herr, „Sie werden nicht schlecht dabei fahren. Kenne den Coo Petersen seit 20 Jahren und länger, — so was man kennen nennt."

„Was ist mit ihm, erzählen Sie, bitte!"

„Na freilich, viel mehr weiß man nicht von ihm, als was er selbst erzählt und das ist wenig, denn so fleißig die Hand, so faul der Mund. — Es können an 25 Jahre vergangen sein, als er mit einer englischen „Smack" (einem Fischerfahrzeuge) auf der Düne von Spikeroog scheiterte und als Einziger gerettet wurde. Da er weder Vater noch Mutter hatte, nahm ihn ein Hamburger Capitän an Bord — aus Barmherzigkeit — denn der Coo war von je ein schwaches Männchen. Hat auch die Seefahrt drangegeben und ist Schneider geworden — Segelmacher. — Das hat aber auch nicht vorgehalten. Wo er eigentlich sich aufhielt, na, darauf kommt's nicht an. Den Wirthschaften und allen öffentlichen Orten blieb er stets fern und lebt meist ganz für sich. Wo er aber mit anderen in Berührung kam, da hat er sich als

*) Das Bett.

zuverlässiger Mensch und findiger Kopf gezeigt, trotz des „Sparrens."

„Des Sparrens?" fragte ten Waal.

„Ja, Capitän, ganz recht ist's mit Euerem Steward doch nicht," antwortete der Rheder eine nicht zu mißdeutende Bewegung mit der Hand nach der Stirn machend. „Seit all den Jahren, die er in Hamburg zubrachte, gehört er zu den eifrigsten Besuchern der Börse!"

„Speculirt er mit seinem Schneiderlohne?" warf ten Waal lächelnd ein.

„Nein, aber mit unglaublicher Ausdauer studirt er dort die Schiffsnachrichten. Wenn einmal die Frage über den Aufenthalt eines Hamburger oder überhaupt deutschen Fahrzeuges auftauchte, Coo Petersen konnte Auskunft geben, auch über Fracht und Ziel. Das war aber auch das einzige Thema, über welches Coo sich in ein Gespräch einließ. Im übrigen hüllte er sich in beharrliches Schweigen. Niemand hat erfahren, woher er kam, niemand erfuhr, wohin er ging. Die friesische Sprache ist jedenfalls die ihm geläufigste, obwohl er mit dem englischen Schiffe scheiterte."

„Mein Steward fängt an, mir interessant zu werden," meinte ten Waal.

* * *

Die Trosse, das mächtige Tau, an welchem der winzige Dampfer die stolze Bark hinausgeschleppt hatte vor die Elbmündung war losgeworfen, der Lootse ging von Bord und wie mit einem Zauberschlage breiteten sich die weißen Kleider aus über die Toppen*) der „Gesina."

Als ob es Gott Aeolus besonders gut meine mit dem schlanken Fahrzeuge, — in demselben Augenblicke brachte ein winziges Wölkchen mitten durch den Sonnenschein hindurch, eine frische Südostbrise.

*) Masten.

Die Segel füllten sich, hoch spritzte der Bugschaum auf und weithin zeigte sich die schnurgerade Linie des Kielwassers.

„Nordwest zu West" hatte Capitän ten Waal den Curs bestimmt und „Nordwest zu West" der Mann am Steuerrade wiederholt.

Der Blick des ersten Steuermannes war dem Schiffsherrn fragend begegnet:

„Wie gaht Noordenüm!" hatte dieser geantwortet, was so viel sagt wie: Wir wollen den Canal mit seinen Gefahren vermeiden und um Schottland die Atlantik erreichen.

„Best, Mynheer, gut, das Glas steht hoch und der Wind ist backstagig*)," pflichtete der Steuermann bei, überzeugt von den Vortheilen der getroffenen Maßregel. Mit geringer Neigung über Backbord (nach rechts), folgte die Bark dem gegebenen Curse.

Schon eine geraume Zeit hatte Hero ten Waal's Kennerauge vom Achterdeck aus Takelei und Segelstellung gemustert, hatte hier und da Halsen und Schooten der Segel steifholen, d. h. anziehen lassen, als Coo Petersen herantrat.

„Das neue Gaffelsegel „straakt" nicht (steht nicht straff), Capitän. Wenn wir an den Wind gehen, wird's „killen" (flattern) und das dritte Kleid ist zu kurz eingenäht, ich werde zu thun bekommen, wenn wir zum Löschen**) festmachen."

Ten Waal überzeugte sich von der richtigen Beobachtung seines neuen Kochs.

„Gut, werde dir die Arbeit lassen, sollst auch nicht weniger verdienen, wie der Segelmacher, Coo. Ist aber Zeit zum Schaffen (Essen), bist du fertig?"

„Alles klar, Capitän, wollte eben fragen, ob Ihr „pröven" (kosten) wollt, oder wie Ihr's damit haltet."

---

*) Halb von hinten.
**) Ausladen.

„Wird schon gut sein, kannst ausgeben," antwortete er, das Glas auf einen dunklen Punkt richtend, welcher im Norden über dem Horizonte sichtbar wurde.

„Helgoland," klang es unwillkürlich von seinen Lippen.

Und während der rothe Felsen immer höher und deutlicher hervortrat aus dem Meere, verfinsterten sich seine Züge, an seiner Erinnerung gingen die Ereignisse vorüber, die ihn vor wenigen Wochen auf die Insel führten. Dort, wo der helle Kirchthurm im Mittelpunkte der Insel emporragt, lag das Grab seines Vaters. Bis zur Todesstunde hatte Capitän Heiko ten Waal seine „Gesina" selbst geführt. Seinen Wunsch, auf Helgoland begraben zu werden, hatte Hero pietätvoll erfüllt. Zum ersten Male setzte er den Fuß auf das Eiland, als er den Vater dort zur Ruhe bettete, wo jener, vor mehr denn 60 Jahren, das Licht erblickte.

„Er war mein Alles, der einzige, der mich liebte," murmelte Hero, unverwandt hinüberschauend nach dem weißen Kirchthurme. — —

* * *

Auf dem Vorderschiffe aber herrschte heiteres Treiben beim „Schaffen." Coo mußte seine Sache wohl gut gemacht haben — Pflaumen mit Mehlklößen und Speck gab's, — denn eben improvisirte ein findiger Matrose nach der Melodie eines Schifferliedes:

In seiner Uebersetzung hieß der friesische Text etwa:

„Der Beste auf dem ganzen Deck,
Ist unser alter Schneider.
Er kocht uns Pflaumen, gibt uns Speck,
Und flickt uns unf're Kleider
Ob guten Grog er brauen kann,
Das — käm erst auf die Probe an!"

Mit lautem „Bravo" wurden die etwas durstigen Schlußstrophen aufgenommen. Der, dem sie galten, schien

aber die Aufforderung gar nicht zu verstehen. Ohne eine Miene zu verziehen, ging er dem Achterdeck zu, um für den Capitän zu decken.

Im Vorübergehen gewahrte er den trüben Ausdruck in dessen Zügen. Einen Moment zögerte er, dann trat er auf den Herrn zu und in seiner derben friesischen Weise sagte er:

„Nichts für ungut, Capitän, nützt Nichts, das Salzwasser in die Klüsen*) zu pumpen — hab's an mir selbst erfahren."

„Coo, Ihr wißt nicht, daß ich meinen Vater dort liegen habe."

„Habe davon sagen hören, — Ihr brachtet ihn selbst dahin. Habt wohl dort noch von Eurer Freundschaft?"

„Ich habe Niemanden, Coo, keinen Verwandten. Meine Mutter starb, als ich noch nicht 2 Jahre zählte, an Bord der „Leda," der Schoonerbark, die mein Vater 20 Jahre fuhr, bis er die „Gesina" baute. Ich war zum ersten Male auf Helgoland Und dennoch, des Vaters Heimat hat mich so wunderbar berührt — als wenn man einem Freunde aus den Kinderjahren begegnet und man weiß nicht, ist er's oder ist er's nicht! — Der Vater ist zu meinen Lebzeiten niemals mehr dort gewesen, ließ abhalten, wenn der Curs auf Hamburg uns einmal in die Nähe brachte — hat auch nie die Insel beim Namen genannt, bis — er sein Loggbuch**) abschloß mit den Worten: „Helgoland! Gesina!" Schon ein paar Tage früher sagte er, ich solle ihn auf die „rothe Kant" (Helgoland) bringen und so geschah's denn. — Die „Gesina," ja für die hat er Liebe gehabt, wie für ein Menschenkind und ich werde sie führen, so Gott will, in Ehren, bis einst auch mein Anker fällt."

---

*) Oeffnungen für die Ankerketten vorn am Schiffe.
**) Schiffstagebuch.

Schweigend stand der alte Mann dem starken Seefahrer gegenüber und sah ihn voll Theilnahme an mit den großen blauen Augen.

„Was wißt Ihr von Euerer Mutter?“ fragte er dann fast leise, obwohl Niemand nahe war.

„Nichts. Mein Vater sprach mir niemals von ihr und nur wenn er sich allein glaubte, nannte er ihren Namen — Gesina. O, so traurig konnte er das sagen! Nach ihr nannte er sein Schiff. — Ich weiß nicht Coo,“ unterbrach er sich plötzlich, „wozu ich dir das Alles erzähle. Es macht wohl, daß man zu alten Leuten eben schneller Vertrauen faßt.“

Coo ging. Noch lange sah Hero hinüber nach der Düne, nach der hohen Insel und suchte in seiner Erinnerung nach einem ähnlichen Erdenflecken, den er erblickt haben könne vor vielen Jahren. — Aber er fand keinen.

Als er dann hinuntertrat in seine Cabine, sah er den Tisch mit besonderer Sorgfalt gedeckt und die Messingringe an den Schlingerlampen und die Knäufe an den Treppengeländern, die strahlten in einem Glanze, wie ihn sich kein Steward ehedem geleistet.

## II.

Einundzwanzig Tage glücklicher Fahrt waren vergangen. Bei günstiger Vollsegels-Brise hatte die „Gesina“ die Nordsee durchquert und, unter hellem Sonnenscheine, zwischen den Shetland- und Orkney-Inseln hindurch laufend, die Atlantik erreicht. Unter Rücksicht auf die Meeresströmungen wurde der Kurs auf Boston genommen, den ersten Hafen, den die Bark anzulaufen hatte, um einen Theil ihrer Ladung zu löschen.

Es war genau Mittag — sonnenheller Mittag. Capitän ten Waal hatte soeben sein Besteck*) genommen. Chrono-

*) Höhenmessung vorgenommen.

meter und Octant ergaben 46. 30. N. B. und 50. 10. W. L.

„Siebeneinhalb Knoten am Logg," *) meldete jetzt der Bootsmann seine Beobachtungen.

„Wenn der Wind stehen bleibt, können wir in sieben Tagen in Boston einlaufen," berechnete der Capitän.

Anscheinend theilnahmslos, oder doch nur mit dem Brodeln der Suppe beschäftigt, stand der alte Coo vor seiner Combüse. Ohen ein Wort hinzuzufügen, machte er jetzt eine kurze Bewegung mit dem Daumen nach südwestlicher Richtung und lenkte dadurch die Aufmerksamkeit ten Waals auf eine graue Schicht, welche den Horizont noch kaum merklich bedeckte. Wortlos, wie die Andeutung gemacht, wurde sie aufgenommen. Als aber gleich darauf der Capitän eine Einsenkung auf dem Kopfe der Quecksilbersäule bemerkte, blieb er nachdenkend stehen: „Sonderbarer Mensch," sagte er, sich an den Bootsmann wendend, „überall spürt man seine Thätigkeit und bemerkt doch nicht, wie er's macht. Alles sieht, Alles hört der Mann. Meine Strümpfe sind stets gestopft, meine Lampen qualmen nicht, Teller, Gläser und Löffel sind blank und doch sehe ich den Steward kaum noch in der Cabine."

„Und respectirt ist er bei den Matrosen! — Keiner wagt noch eine Neckerei mit dem Alten, wie das wohl zu Anfang der Reise vorkam, obwohl er Niemandem ein böses Wort darüber sagte."

„Muß wohl sein ernstes faltiges Gesicht sein, was sie in Respect hält."

„Gewiß, Capitän, es ist aber mehr wie das. Für jeden hat er offen Herz und den Mund zu. Da ist keiner, dem er nicht mit seiner Nadel schon geholfen hätte — sei's mit einem Flicken oder einem Knopfe. Dem Matrosen Riemer war schlecht geworden, neulich Nachts, als es etwas härter

*) $7^1/_2$ Meilen in der Stunde.

wehte und Segel gekürzt wurden, da hat er ihm von seiner eigenen Portion Rum gegeben! Dem zweiten Steuermann hat er die Hand verbunden, als er mit dem Marlspicker hineingefahren war und eine Salbe darauf gethan, daß es nur so zusehends wieder geheilt ist und als vorgestern die Eisberge in Sicht gekommen waren, hat er über beide Nachtwachen beim Ausguck gesessen mit seiner kurzen Pfeife und die Augen nicht zugethan. Wenn aber gelacht und gescherzt wird, dann ist der Alte niemals dabei. Man kann sich darauf verlassen, daß er dann sucht, irgendwo sich nützlich zu machen — ganz im Stillen. Fast für jeden Matrosen schrieb er bereits einen Brief in die Heimat — auf Vorrath — und — na so schreibt kein Mann, der nicht bessere Tage kannte."

* * *

Die Naturkräfte, welche der Mensch sich dienstbar macht, können zu seinem Verderben werden, wenn sie die Fesseln sprengen, die der Geist ihnen anlegte. Je mächtiger die Gewalt ist, die er einzwängt nach seinem Willen, um so sorgfältiger müssen die Gesetze beobachtet werden, welche Verstand und Erfahrung zusammenstellten, diesen Willen durchzusetzen. Gar eng liegen die Grenzen mitunter neben einander zwischen Segen und Verderben, das weiß wohl keiner so zu würdigen, wie der Seemann.

Eine verpaßte Bö *), ein zu spät geborgenes Segel, das Uebersehen einer kleinen weiß aufschäumenden Brandung über unheimlich verborgenen Felsen, ja das unzeitige Erlöschen einer einzigen Laterne kann zu unvermeidlichem Untergange führen.

Was aber an Bord die Unachtsamkeit vielleicht eines einzigen Mannes im entscheidenden Augenblicke über das

*) Gewitterwolke.

Schiff bringen kann, das trifft Alle — am Eigenthum, am Leben, — nicht einzelne nur, wie am Lande.

Wer zählt die Fahrzeuge, von denen kein Zeichen mehr gefunden wurde, keine Nachricht in die Heimat zurückkam? — — —

Das Barometer hatte am Abend eine geringe Depression gezeigt. Die Luft war „dieſig“ *) geworden und die grauen Nebel, welche faſt durch das ganze Jahr über der New-Foundland-Bank und den Küſten von Neuſchottland lagern, ließen ein Nehmen des Beſtecks **) nicht zu. Am folgenden Mittage ſprang der Wind faſt plötzlich nach Südweſt um und ſetzte mit ſolcher Gewalt ein, daß die Bramſegel und gegen Abend auch die Unterſegel geborgen werden mußten. Doch lag die Bark ruhig, ſo daß Hero die Freiwache zu Bette ſchickte.

Mitternacht war bereits vorüber, als der Capitän das Deck verließ.

Mit Zirkel und Lineal arbeitend, war er eben über die von der Schlingerlampe hell beleuchtete Seekarte gebeugt, als die Thür ſich öffnete und Coo eintrat.

„Was willſt du, warum biſt du nicht ſchlafen gegangen?“ fragte Hero, faſt unwirſch über die Unterbrechung.

„Habe ſchärfere Augen, wie der Ausguck, habe von der Vormars ***) ein Licht geſehen, ſteuerbord voraus. Hat's nicht geglaubt, der Poſten, rechne aber, daß ich mich nicht täuſchte.“

Während er das ohne ein Zeichen der Erregung ſagte, blieb der Blick des Capitäns auf die Karte gerichtet.

„Heiliger Gott!“ ſagte er plötzlich, „das kann nur das Feuer von Sable-Island ſein.“

Er ſprang auf, ergriff die Mütze und ſtürzte die Treppe hinauf. Dann ſich zu langſameren Schritten zwingend,

*) Dunſtig.
**) Höhenmeſſung.
***) Maſtkorb.

ging er dem Vorschiffe zu und schwang sich mit kräftigem Griffe in das Luv-Wandt (Strickleiter).

„Wo?“ fragte er mit gedämpfter Stimme den Alten, der ihm gefolgt war und sah hinaus in die undurchdringlich vom Nebel verschleierte Ferne, ohne etwas zu erblicken. Da plötzlich machte sich eine Aenderung in der Fahrt des Schiffes bemerkbar. Die langen hebenden Bewegungen wurden kürzer, statt des hohlen, tiefen Rauschens hörte man das Klatschen der Seen, die ihre Spritzer über das Schanzkleid warfen. Nur einen Augenblick besann sich ten Waal.

„Alle Mann an die Brassen,“ ertönte dann sein mächtiges Commando, die Schläfer wie durch Zauber erweckend.

„Klar zum Wenden!“

„Luv zum Wenden!“

Im Nu waren die Brassen*) bemannt, das Ruder langsam in Lee, d. i. windabwärts gelegt und gehorsam drehte sich der scharfe Bug der „Gesina“ in den Wind hinein.

Noch hatte das Schiff Fahrt, das Steuerruder Wirkung, als die Raaen des Großmastes herumflogen und das Großmarssegel und der Besahn**) sich von Steuerbord füllten. Noch aber standen die Vorsegel „back“ (gegen den Wind) und drückten die Bark nach rückwärts über den Achtersteven. Furchtbar arbeitete das fahrtlose Schiff in den kurzen, unheimlich köpfenden Seen.

„Rund vor,“ commandirte eben der Capitän und „Ruder mittschiffs“ als eine mächtige Erschütterung durch das ganze Schiff ging. Zweimal wiederholte sich der Stoß, krachend kam die Stenge des Kreuzmastes nieder aus dem Top und stürzte auf das Achterdeck.

„Braß an — Steif die Vorschooten,“ schallte es durch Sturm und Nacht über das Schiff. Mit voller Kraft fiel

*) Taue, welche die Segel stellen.
**) Hintersegel.

der Wind in die Vorsegel und „Fahrt im Schiff" meldete der Steuermann vom Ruder.

Lautlose Stille herrschte. Kein Commando, kein Wort. Nur das Heulen des immer heftiger wehenden Sturmes! Noch ein solcher Stoß auf den Grund und das Schiff war verloren mit Mann und Maus, unrettbar. Alle Blicke richteten sich rückwärts, dahin, wo die furchtbare Gefahr drohte. Da wehte plötzlich ein Riß in den Wolkenschleier hinein und ein hellblinkendes Licht zeigte sich, in 3 kurzen Blitzen nur, aber lange genug, um erkennen zu lassen, daß man sicherem Untergange entronnen.

„Sable-Island" — die Unglücksinsel, mit ihren, unter dem Wasser weit vorgeschobenen flachen Sandbänken, die in ewigen Nebel gehüllte Grabstätte unzählbarer Seefahrer, zahlloser Schiffe, war es, deren Blinkfeuer immer weiter zurückblieb hinter der „Gesina".

„Wasser im Raume, das Schiff ist leck," hallte plötzlich die unheimliche Meldung des Schiffszimmermannes über das Deck und „das Schiff macht Wasser" ging es auch schon von Mund zu Munde. Ein grenzenloser Schrecken zeigte sich unter den Matrosen. Alles stürzte nach den Pumpen und ten Waal selbst schien einen Augenblick unschlüssig, als ihm Coo's Stimme zuflüsterte: „Ruhig, Capitän, haltet feste Hand auf dem Volke, wenn Ihr Euch und sie retten wollt!"

„Freiwache an die Pumpen! Wache an die Brassen!" — „Braß an!" — „Fest Braß!" „Hart an den Wind!" *) commandirte jetzt Hero mit lauter Stimme.

Er hatte rasch seine Energie wiedergefunden und damit den Gehorsam. Mit scheinbar völliger Ruhe stieg er dann hinab in den Raum.

Inzwischen wurde mit aller Kraft gearbeitet und schon nach einer halben Stunde brachte Coo die Meldung: „Die

*) Commandos zum Segelstellen.

Pumpen zwingen das Wasser, der Leck ist aber nicht zu stopfen, sitzt zwischen Todtholz und Beplankung, dicht am Achtersteven." *)

Ohne Antwort zu erwarten, ging er fort, hinab in die Cajüte des Capitäns nahm einen Ueberzieher vom Kleiderriegel und trat von Neuem an Hero heran.

„Nehmt das — es ist Euch besser in der Kälte und für die Mannschaften bitte ich um Rum zum Grog, wird gut sein bei der Arbeit und in dieser Nacht!"

„Hier ist der Schlüssel, Coo, thue, was du für gut hältst. Dir danken wir doch alle unser Leben — wir alle und die „Gesina," und werd's dir nie vergessen, Coo, wenn wir den Hafen erreichen sollten!" Er drückte mit seiner kräftigen Faust die schwache Hand des Schneiders. Dieser aber, der sonst so schweigsame Coo, ging jetzt von Pumpe zu Pumpe mit aufmunternden Worten den warmen Grog bietend.

Dem Tageslichte wichen die Nebel, — in der Ferne erblickte man das Branden der brechenden Wellen auf dem schaumweißen Strande von Sable-Island. Die Gesina hatte Curs auf den nächsten Hafen — auf Halifax. Die gebrochenen Stengen — auch der Bugspriet **) war verloren, — wurden entfernt, das Deck clarirt. ***) Die Pumpen aber thaten ihre Schuldigkeit bei ununterbrochener Arbeit.

## III.

Der Sommertag neigte sich dem Ende zu und schräg fielen die Strahlen der Abendsonne durch die Kronen der mächtigen Steineichen und Buchen im Pleasant-Point-Park von Halifax. Die Natur und die Kunst haben sich hier vereint, ein liebliches Stückchen Erde mit üppiger Vegetation und mit herrlichen Anlagen auszustatten. Weit hinein ragend

*) Im Hinterschiffe.
**) Ein vorausragendes Rundholz.
***) Geordnet.

in die Meeresbucht, liegt der Park am Südhange der Hafenstadt, deren zierliche Holzbauten an schönen breiten Straßen hinaufsteigen bis zur Zwingburg der britischen Herrschaft in Canada — der Citadelle, die mit ihren massigen Formen den ernsten Grund für das heitere Relief bietet.

Aus dem tiefen Schatten des Parkes traten soeben ein Herr und eine Dame. Die Anlagen waren um diese Zeit fast menschenleer. Es war zur Theestunde.

Die Beiden hatten die hier schmale Water-Street überschritten und lehnten jetzt am Bollwerk, den frischen Luftzug einathmend, der das Wasser des weiten Seehafens zu glitzernden Wellchen kräuselte.

„Sehen Sie dort in der Richtung auf George Island die Masten einer Bark emporragen?" fragte der Herr in gebrochenem Englisch, indem er mit der Hand die bezeichnete Richtung andeutete.

„Mit der deutschen Flagge im Großtopp! Gewiß! Ich erkenne auch die neue Stenge im Kreuztopp. — Also das ist Ihre „Gesina", Capitän ten Waal?"

„Seit gestern aus dem Trockendock verholt, wo sie 10 Tage in der Cur des Mr. Cox war," antwortete der Capitän mit artiger Verbeugung. „Ich glaubte einst, es könne für mich nichts Schöneres, nichts Besseres geben, wie meine „Gesina" und jetzt —"

„Jetzt ist die „Gesina" von ihrem Schaden geheilt und derweilen — hat ihr Herr und Gebieter Havarie gelitten," antwortete die Dame neckisch. „Aber um die zu bessern, brauchen Sie Gott sei Dank nicht aufs Trockene gesetzt zu werden, — ich denke, morgen Abend bringe ich Ihnen die Antwort — bis dahin Geduld, mein Herr Capitän."

Die hübsche jugendliche Blondine reichte ihm die Hand und nickte ihm freundlich zu, während er — offenbar in dieser Branche der Galanterie nicht geübt, — in seiner Herzensfreude, so kräftig zudrückte, daß er der Dame einen kurzen Schmerzensschrei entlockte.

„Verzeihen Sie, Mrs. Cox, ich bin eben zu selig in dem Gedanken, auf meiner „Gesina" die schönste Perle Canada's entführen zu dürfen — o, nicht wahr Mrs. Cox, was in Ihrer Hand liegt —"

„Geduld, mein Freund, Sie wissen, Sie können auf mich zählen, aber Geduld bis morgen Abend. Den ersten Sieg haben Sie errungen, das Herz gewonnen, verzagen wir nicht am ferneren Gelingen unseres Feldzugsplanes."

„Dank, tausend Dank, Mrs. Cox." antwortete er und diesmal drückte er in ungekünstelter Herzensfreude die kleine Hand an die Lippen.

„Sieh da," sprach sie lächelnd, „mein deutscher Seebär wird ein galanter Cavalier!"

Sie traten eben zurück in die Parkpromenade, als ein Mann in weißem Haar und nach Art der deutschen Matrosen gekleidet, ihnen plötzlich entgegentrat.

„Coo, wie kommst du hierher?" fragte Hero erstaunt.

Der Angeredete that einen Zug aus seiner Thonpfeife und sah seinen Herrn mit ernstem, fast vorwurfsvollem Blicke an.

„Liege mit dem Boote am Hafendamm unter der City-Hall und warte auf Euch," antwortete er und mit dem Daumen in fast wegwerfender Geberde auf die Dame zeigend, fuhr er fort:

„Sah Euch mit der Frau da dalsteigen*) zum Park, nun schon den dritten Abend!"

„Ich scheine in Coo einen Spion zu haben," wandte sich Hero lachend an Mrs. Cox.

„Wer ist der sonderbare Alte, mit den feinen ausdrucksvollen Zügen uud dem unfreundlichen Wesen?" fragte die Dame, dem Schneider nachblickend, „ich habe nicht verstanden, was er sprach, aber es schien gegen mich gerichtet zu sein," fügte sie launig hinzu.

*) Dal = nieder.

„Es ist mein Bordfactotum, meine „Fürsorge" im besten Sinne des Wortes. Ich bin auch überzeugt, daß er mir gefolgt ist, weil er einen Ueberfall oder dergleichen für mich fürchtete."

„Nun, als Life-Guard käme mir das Männchen doch komisch vor, neben dem nordischen Hünen vom friesischen Stamme," sagte die Dame lächelnd. „Doch nun begleiten Sie mich heim, mein Mann wird zurück sein und — warten ist seine Sache nicht. Wer weiß, ob er nicht schon Nachricht hat."

Mr. Cox begleitete eine Stunde später seinen Gast hinab bis zum Hafen. Mr. Cox hatte zuvor in seinem Comptoir die geschäftlichen Verbindungen mit ten Waal erledigt, denn Mr. Cox war Schiffbauer und Besitzer des Trockendocks. Auf die Preise hatten die neuen Freundschaftsbeziehungen keinen Einfluß gehabt.

Nach Beendigung des Geschäftes aber übergab Mr. Cox dem Capitän ein kurzes Telegramm aus Boston. „Vom Vormunde meiner Schwägerin Ellen," sagte er.

In dem Telegramme standen die Worte:

Kein Hinderniß, laß ihn kommen..
Fogg.

Während die beiden Männer am Kai so herzlich von einander Abschied nahmen, gerade unter dem Gaskandelaber, schüttelte der alte Coo sein weißes Haupt. „Dat spiet mi!" *) sagte er leise. Was ihm aber leid that, das behielt er noch für sich. Schweigend brachte er seinen Herrn an Bord und als er dann in der Cajüte Licht gemacht hatte und den Capitän lange in Nachdenken versunken sah, da wurde das alte Gesicht ganz traurig und heimlich wischte er mit dem Aermel über die feuchten blauen Augen.

„Ich leide nicht, daß er den Mann betrügt," murmelte er im Fortgehen.

*) Das thut mir leid.

## IV.

Mit besonderer Eile betrieb Capitän ten Waal am folgenden Tage die Vorbereitungen für das Auslaufen. Noch waren die neuen Rundhölzer aufzutakeln, die inzwischen durch Coo Petersen geänderten Segel unterzuschlagen. Auch Proviant war noch überzunehmen.

Alle Hände hatten Arbeit, denn mit der nächsten Fluthhöhe, gegen 8 Uhr Abends, sollte der Anker gelichtet werden und schon war ein Remorqueur gechartert*).

Auf 6 Uhr hatte ten Waal sein Boot längsseits befohlen. Es mochte $^1/_2$ 6 sein, — der Capitän war eben mit seiner Landtoilette beschäftigt — als die Thür der Cabine sich öffnete und Coo hereintrat.

Er zeigte nicht die gewohnte Unbefangenheit, sah auch nicht, wie sonst, mit seinem klaren furchtlosen Blicke in seines Herrn Augen, sondern schien die Schiffermütze zu beobachten, die er in den Händen drehte.

„Nun was gibts, mein alter Coo?" fragte Hero. Er war besonders gut aufgelegt seit gestern Abend.

„Habt mir nach dem Auflaufen auf Sable Island gesagt, Ihr würdet's mir nicht vergessen. Habe nun eine Bitte, Capitän."

Bislang hatte dieser seine Beschäftigung nicht unterbrochen. Jetzt blieb er stehen und sah den Alten erstaunt an. „Wenn ich kann, erfülle ich dein Anliegen gern," erwiederte er dann freundlich. „Nun?"

„Ich bitte Euch," begann jetzt Coo mit immer zunehmender Entschlossenheit, „ich bitte Euch, heute nicht an Land zu gehen."

„Was fällt dir ein? Was kümmert das dich?" fragte Hero erstaunt und es ließ sich noch nicht erkennen, ob das Erröthen seiner Stirn einen aufsteigenden Zorn ankündige,

*) Gemiethet.

oder ob er die Bitte des Alten belachen würde. Doch Nichts von dem geschah. Gütig klopfte er Coo auf die Schulter:

„Sei vernünftig, es wird mir Niemand ein Leid anthun!"

„Das ist's nicht, Capitän Hero ten Waal, was ich besorge," antwortete jetzt der Alte mit voller Betonung, „von Niemand wird Euch Leid geschehen außer von Euch selbst — Euch und — ihr."

„Das ist mir ganz unverständlich, mein Alter!"

„Gönnt mir eine halbe Stunde zu einem „Vertellsel" (Erzählung) und wenn Ihr dann noch an Land geht, nachdem Ihr's gehört, dann — dann hat Coo Petersen gethan, was er konnte, um Euch zu retten. Gewahrschaut*) seid Ihr dann wenigstens."

Es klang so viel Ernst durch die langsam gesprochenen Worte, in dem Idiom eines Volksstammes vorgebracht, der an und für sich schon mit den Worten kargt, daß Hero, nach einem kurzen Blick auf die Uhr, den Alten durch eine Handbewegung einlud sich niederzusetzen.

„Gut, beginne deine Erzählung," sagte er, sich ebenfalls setzend, „aber machs kurz!"

„Kurz ist's — und doch geht's durch ein langes Menschenleben! Vor 40 Jahren kehrte ein junger Helgoländer zurück auf die grüne Insel.

Wohlhabender Leute Kind, war er vor 10 Jahren an Bord einer holländischen Kuff gegangen — es hatte ihn mit allen Gedanken hinausgezogen auf das Salzwasser — und jetzt lag seine eigene Schooner-Bark, ein neues Hamburger Schiff, im Nordhafen vor der Düne.

Er war ein ernster, strenger, ehrenfester Mann und im 25. Jahre Capitän mit $^3/_8$ Antheil am Schiff, an Lasten und Lasten.

Gerade an einem Sonntage traf er ein und als die Kirche aus war, da gingen die jungen Leute, Männer und

*) Unterrichtet.

Mädchen, die Church-Street hinauf bis an den Falm, um das Schiff des „Helgoländer Capitäns“ zu sehen, das da unten vor dem Anker stampfte, die rothe Flagge mit dem Hamburger Thore an der Gaffel. *) Unter den Mädchen war auch eine, die redete der Capitän freundlich an, denn sie gehörte noch entfernt zu seiner Verwandtschaft, und selbigen Nachmittags sprach er vor bei ihrer alten Mutter und am Abend führte er sie auf den Tanzboden, der lag auf dem Oberlande. Als sie dann spät mitsammen die Treppe hinabstiegen zum Unterlande, da erzählte er von seinem Schiffe und von der Cajüte und daß dort auch Platz für zwei sei. Das Mädchen aber hatte wohl bemerkt, wie alle anderen sie mit Neid betrachteten, weil der junge Capitän nur Augen für sie hatte und das hatte ihrer Eitelkeit geschmeichelt. Als er sie dann Abends vor der Mutter Hausthür — an der Jütlandterrasse — geleitete, fand er ihre rothen Lippen zum ersten Kusse und sie wehrte ihm nicht.

Wenn aber ein Helgoländer Mädchen einem Helgoländer Burschen die Lippen bietet, dann ist's wie ein Versprechen fürs ganze Leben. So kam's denn auch. Auf der nächsten Fahrt mit Fracht von Hamburg nach Rio ließ die Schoonerbark wieder vor Helgoland den Anker fallen, diesmal im Südhafen, denn es stand eine fixe Brise aus Nordost. Als sie nach 2 Tagen die Kette einhievte**), da wohnten in der schönen geräumigen Kajüte zwei, der Capitän und seine junge Frau. — Die Aussicht, in eine beneidete Lage zu kommen, die Hoffahrt und Eitelkeit überwanden die innere Furcht, ja fast Abneigung, welche sie vor dem Antrage des weit über seine Jahre hinaus gesetzten finsteren Mannes erschrecken machten, ließ sie vergessen, daß sie ihre Liebe einem Anderen geschworen.

*) Eine Segelstange.
**) Einziehen.

Am Fenster eines Fischerhauses, dort unten am Südstrande, stand um die Zeit der Abfahrt ein schlanker junger Fischer. Er wandte den Blick nicht von den Segeln des Fahrzeuges, bis es hinter dem rothen Felsen verschwand — in weiter Ferne.

„Jans Baakhörn sei kein Narr!" murmelte dieser Mann, die Faust ballend, und der traurige Ausdruck, den seine Züge bislang trugen, wich einem zornigen Aufblitzen der dunkeln Augen. „Mädchen, folgst du jetzt dem Reichen, dem Vornehmen — einst wird die Stunde kommen, in der ich dich erinnern werde, an deine Küsse, deinen Treubruch! Geduld, auch ich will hinaus und mein Glück suchen und wenn ich dabei vom rechten Wege komme, dann werde ich dich einst fragen, wie es gekommen, daß der arme ehrliche Jans zum schlechten Kerl wurde."

## V.

„Fast in jedem Jahre besuchte der Capitän Helgoland, er selbst wohl nur zu kurzem Besuche, aber seine Frau verlebte oft Monate bei der Mutter, bis ihr Mann sie zu größeren Fahrten wieder an Bord nahm.

Dann aber — es war nach mehrjähriger Ehe — blieb sie ganz im Hause Ihrer Mutter. Sollte sich doch des Capitäns höchster Wunsch erfüllen. — —

Erst nach 14-monatlicher Reise kehrte dieser aus den ostasiatischen Gewässern zurück und als er den Fuß auf den Strand setzte, legte ihm sein Weib ein munteres, lachendes Knäblein in die Arme. — Es war eine Freude, eine Seligkeit, anzusehen, wie der große ernste Mann sein Kind emporhielt und es herzte und küßte.

Der Capitän gehörte zu jenen Menschen, die, selbst wahr, offen und von sicherem Charakter, auch bei ihren Mitmenschen gleiche Zuverlässigkeit voraussetzen. Es erschien ihm nicht auffällig, daß er im Hause seiner Schwiegermutter fast

täglich einem Manne begegnete, den er seit seiner frühen Jugend kannte und der ebenfalls ein entfernter Vetter seiner Frau war.

Es fiel ihm auch nicht auf, daß diese ihm mehr auswich, wie bislang, obwohl er ein recht inniges volles Vertrauen niemals zu erwecken verstanden hatte. Die junge Frau empfand vor ihrem strengdenkenden Manne stets jene Scheu unzuverlässiger Charaktere, in ihrer Unklarheit erkannt zu werden. Niemals war das so zu Tage getreten, wie jetzt und besonders dann, wenn jener Vetter zum Besuch kam.

Jans Baakhörn, seit Jahren in London lebend, hatte sich eine gewisse Weltgewandtheit angeeignet, die ihn seinen Landsleuten überlegen erscheinen ließ. Diese bewunderten ihn und fürchteten ihn zugleich. Seinem ganzen Wesen wohnte etwas Dämonisches an, welches ihm, besonders bei Frauen, einen fast unbegreiflichen Einfluß verschaffte.

Wo er diesen Einfluß aber mit aller Macht zur Geltung zu bringen suchte, das wußte bereits halb Helgoland, ehe die es ahnte, die bereits durch sein bestrickendes Wesen unlösbar gefangen war.

Vor Monaten hatte eine englische Smack, ein großes Fischerfahrzeug, zum ersten Male im Südhafen Anker geworfen und kehrte seit jener Zeit in kurzen Zwischenräumen zurück. Der Besitzer, jener Jans Baakhörn, mußte gute Geschäfte gemacht haben, denn er trat als wohlhabender Mann auf, obwohl man wußte, daß er arm hinausgezogen. Freilich — böse Zungen sprachen davon, daß mitunter während der Nachtzeit auch Ballen und Gebinde aus der Smack gelandet würden, die keine Fische enthielten.

Mit jener harmlos erscheinenden Art gewandter Weltmänner, sich in das Vertrauen hineinzuschmeicheln, hatte Jans sich der Frau des in fernen Welttheilen befindlichen Capitäns genähert, ihr dann von seiner Treue, von seinem Schmerz gesprochen und daß er niemals eine andere lieben werde. Die Frau aber glaubte seinen Worten, glaubte

Mitleiden zu empfinden und dann — wollte sie dem Manne nicht weh thun, der so um sie gelitten. Immer lebhafter regte sich ihre Phantasie, wachend und im Traume. Längst hatten sich die Lippen in heißen Küssen wieder gefunden, wie sie sich einst berührt hatten, vor langen Jahren. Als die junge Frau ihrem Manne das $^3/_4$-jährige Kind entgegenbrachte, gehörte ihr Herz mit ganzer Leidenschaft bereits jenem Anderen. Noch aber war sie nicht gefallen, noch hatte sie wenigstens äußerlich widerstanden, noch hätte ein Wort von dem Capitän sie retten können, — die Bitte: „Nimm mich mit!" Die Bitte blieb ungesprochen, die Furcht war größer, wie das Vertrauen.

Bald nach der Abreise des Capitäns starb dessen alte Schwiegermutter. Jans Baakhörn kam gerade zu rechter Zeit, um einmal durch seine Hilfe sich der jungen Frau Dank zu gewinnen und dann in deren Herzen jenes lodernde Gefühl mehr und mehr zu entflammen, das sie jetzt für Liebe hielt und das sie nicht als das erkannte, was es war — Todsünde. — —"

„Wird's Euch zu lang, Capitän — mein „Vertellsel?"" fragte Coo tief aufathmend.

„Nein," rief dieser, „nein, nein, laßt mich auch das Ende hören!"

Der Alte fuhr fort:

„Daß Jans neben seinem Fischfange ein schwunghaftes Schmuggelgeschäft führte, konnte seiner Geliebten nicht fremd bleiben. Ganz in seine Gewalt gegeben, unterstützte sie schon nach kurzer Zeit mit thätiger Hand und anschlägigem Kopfe sein verbrecherisches Treiben. Es ging eben stark bergab. Aus der tugendhaften Helgoländerin hatte die sündige Leidenschaft eine Schmugglerin gemacht und — eine — nein, spart mir das Wort.

So stand's und ein halbes Jahr mochte darüber vergangen sein, als eines Abends zu später Stunde an die Hausthüre geklopft wurde und die junge Frau vorsichtig

öffnend, ihren Mann erkannte. Er hatte gute Fahrt gehabt, ein Paar Monate gewonnen und war nun zur Nacht vor der Dühne zu Anker gegangen. Erst nach und nach konnte die Frau den Schrecken überwinden, den ihr das unerwartete und verfrühte Eintreffen des Mannes gemacht. Auch diesem fiel ihr Benehmen auf, wenn er auch keine Erklärung dafür fand.

Die zärtliche, fast ängstliche Sorge, mit der er dann umgeben wurde, ließ ihn nicht weiter darüber nachdenken und als er sein Lager suchte, fand er bald den gewohnten, gesunden Schlaf.

Der Seemann aber ist, wie Ihr wißt, gewohnt, im Schlafe zu hören. Ein leises Knarren, wie von einer Thür, machte ihn erwachen.

Es schlug eben 12 Uhr vom Thurme der Kirche im Oberlande. Er richtete sich auf und horchte nach dem offenen Nebenzimmer. Deutlich vernahm er das Athmen des Kindes — nicht das der Mutter.

Vorsichtig erhob er sich und schlich an die Thür zum Corridor. Er hörte flüstern. Es waren böse, böse Worte, die er mit übernatürlich geschärftem Ohre vernahm, die ihm sagten, daß sein Glück verloren, daß die Mutter seines Kindes der Verführung eines Ehrlosen zum Opfer gefallen.

Im aufflammenden Zorne wollte er sich auf den Elenden stürzen, ihn niederschlagen. — Die Thür war verschlossen. Und als sie endlich unter der wahnsinnigen Anstrengung seiner mächtigen Faust zusammenbrach, fand er den Raum leer, die Hausthür geöffnet. Draußen war undurchdringliche Nacht. Wie festgebannt blieb er stehen. Dann plötzlich aus seiner Erstarrung erwachend, stürzte er, wie ein Verzweifelter, zurück in das Schlafzimmer, ergriff sein Kind und — noch in derselben Nacht ging die Schoonerbark in See und kehrte niemals mehr zurück in den Kreis des Feuers von Helgoland.

In derselben Nacht aber machten die Coast Guards einen guten Fang an geschmuggelter Waare. Nur mit

äußerster Anstrengung gelang es den Schmugglern, im Boote durch die Dunkelheit zu entkommen.

Meine Erzählung ist nun bald am Ende. Die Ehebrecherin ward auf Helgoland nicht mehr gesehen.

Durch das Wasser zum Boote laufend, entkam sie der Hand der irdischen Gerechtigkeit und gelangte an Bord der englischen Smack, welche bei Tagesanbruch bereits im Westen hinter dem Horizonte verschwunden war. Die nassen Kleider hatte sie gegen einen Anzug des kleinsten der Matrosen vertauscht.

Die Freude des Schiffers Jans Baakhörn über das adrette Aussehen seiner Geliebten in dieser Verkleidung hatte aber keine lange Dauer. Im Laufe des Tages zogen schwere Gewitterwolken zusammen, das Wetterglas sank zusehends, die Karten waren ungenau und Jans Baakhörn fand nicht Zeit, Peilung zu nehmen. So kam es denn, daß die Smack im furchtbaren Sturme der folgenden Nacht auf dem Strande von Spikeroog mit Mann und Maus verloren ging — nur ein Matrose wurde gerettet." — — —

„Und was wurde aus dem Capitän der Schooner-Bark?"

„Er hat seine „Leda" noch 24 Jahre gefahren und seinen Sohn zu einem ordentlichen, ehrenhaften Manne erzogen, der nicht die Frauen Anderer ins Unglück bringen wird. Er hat nur noch Freude gefunden an seinem Kinde. Und als Heiko ten Waal starb — vor 6 Monaten war's, da ließ ihn —"

Der Capitän war aufgesprungen.

Mit festem Griffe faßte er in die Jacke des Coo Petersen und schüttelte den schwachen Mann wie einen Federball.

„Was sagst du? Heiko ten Waal?" schrie er dann, „war es seine Geschichte, die du erzähltest?"

„Die Seine und die — Euerer Mutter," antwortete jener.

„Mann, Schurke! Sag, daß du gelogen hast! — Verunglimpfe mir meine Mutter nicht! An Bord der „Leda" ist sie gestorben. Wer wagt es, ihr Uebles nachzureden?"

Der furchtbaren Erregung des Capitäns brachte Coo eine scheinbare Ruhe entgegen. Aber um seine Mundwinkel zuckte es krampfhaft, als er antwortete:

„Jans Baakhörn hat's mir selbst erzählt, und — Euere Mutter."

„Mensch, wo hast du sie gesehen?"

„Ich selbst war der Uebriggebliebene vom Schiffbruche auf Spikeroog — am 20. August 18.."

„Meine Mutter, meine Mutter!" Er preßte die Hände vor die Stirn.

„Sie war eine Sünderin!" sagte Coo.

Ein dumpfes Stöhnen entrang sich Hero's Brust.

Coo stand todtenblaß vor dem Capitän. Wie in schwerem Seelenkampfe preßten seine Lippen sich zusammen. Dann leuchtete es in seinen verschleierten Augen auf von Entschlossenheit und Selbstverleugnung.

„Habe Euch den Glauben an Euere Mutter genommen, Capitän, konnte nicht anders," sagte er fast tonlos und über seine gefurchten Wangen rannen Thränen.

Langsam wandte sich ten Waal ihm zu, wie aus einem Traume erwachend.

Dann reichte er ihm die Hand.

„Genommen! Ja! Du hast mir ein Bild genommen, das bisher auf mich hinabsah, wie ein Madonnenbild, von wunderbarem Glanze umgeben, — zu dem ich betete.

O, nun verstehe ich meinen Vater und weiß, weshalb er einen unauslöschlichen Haß mit in das Grab nahm — gegen alle Frauen! — In das Grab? — Nein! — Sein letzter Athemzug nannte ihren Namen — den Namen — meiner Mutter!" Er schwieg. — — —

„Sag, Coo, wußte mein Vater um das so jähe schreckliche Ende seiner Frau?" fragte er dann dumpf.

„Ja, ich selbst habe ihm die Nachricht zukommen lassen, ich selbst übersandte ihm, — freilich nach Jahren erst — die blonden Haare, die ich damals in Spikeroog der Unglücklichen abschnitt."

„Gesühnt im Tode," murmelte Hero und blick tetraumverloren vor sich hin. — — ·—

„Ist mir schwer geworden, Euch meine Geschichte zu erzählen," verfiel jetzt Petersen wieder in die gewohnte kurze Redeform, „mußte aber sein. Rechne,*) daß Ihr den Landgang aufgebt. Denkt an Jans Baakhörn!"

Verwundert richtete der Capitän den Blick auf den Alten.

„Was willst du damit sagen?" fragte er dann.

„Nichts für ungut Capitän! — War vor Jahren einmal 10 Monate in einer Segelmacher-Werkstatt in London beschäftigt, verstehe mich auf die Sprache und laut genug habt Ihr ja gestern verhandelt, da am pleasant point. War mir längst aufgefallen, daß Ihr täglich, oft mehrmals, zu thun hattet beim Schiffbauer Cox. Seid doch sonst nicht für viel Wortemachen. Wollte wissen, was daran ist, that mir leid um meinen braven Capitän, darum lief ich Euch nach und hörte wie Ihr plantet, — daß die „Gesina" — die Frau eines ehrenwerthen Engländers, — „die schönste Perle Canada's" sagtet Ihr, — entführen solle. Heute nun ließt Ihr seeklar machen, in aller Eile, und zur Nacht soll Anker gelichtet werden! — Rechne, daß es Zeit war für meine Geschichte! Nichts für ungut — aber hört auf das Wort eines alten Mannes, der's ehrlich meint, wenn's auch Euer letzter „Gast" **) an Bord ist."

Maßloses Erstaunen zeigte sich in ten Waal's Mienen.

„Nichts nehme ich dir übel, Coo Petersen, denn ich weiß, daß du es gut meinst, weiß, daß du ein ehrlicher

*) „Räkne" im Friesischen = setze voraus.
**) Gast = Matrose.

Kerl bist! Aber diesmal hast du dich verrechnet. Nicht die ehrenwerthe Mrs. Cox ist es, die ich liebe, sondern ihre Schwester Miß Ellen. Gestern ist sie nach Boston abgereist und — dahin geht auch unser Curs. — Nun mach die Gig klar, Coo, du selbst sollst mich an Land bringen."

Coo ging. In Gedanken versunken blieb Hero zurück.

„Soll ich meiner Mutter im Zorne gedenken an dem Tage, der mir die Hoffnung auf das höchste Glück brachte? Wer kann hineinsehen in die Menschenherzen?"

## VI.

Elf Monate glücklicher Fahrt waren inzwischen in das Loggbuch der „Gesina" eingetragen, Tag für Tag — ja, manchmal Stunde für Stunde.

Ein schützender Geist schien über der Bark zu schweben, seit Capitän Hero ten Waal die „Perle" erworben, deren Pflege und Sorge nun der alte Coo sich zur freudigen Aufgabe machte, die Perle, deren „Entführung" er einst in Halifax mit allen Mitteln glaubte hindern zu müssen.

Im Hafen von Boston eingetroffen, hatte Capitän ten Waal nicht gesäumt, bei deren Vormunde um die Hand der jungen Dame zu werben, deren Herz er sich schon in Halifax gewonnen. Miß Ellen hatte nicht schwer Mr. Fogg, ihren Vormund und zugleich Verwalter ihres bedeutenden Vermögens, günstig zu stimmen verstanden.

So ging denn Alles rasch. — Der Seemann darf ja nicht allzulange unthätig am Pier oder vor der Mooring zubringen, selbst dann nicht, wenn — er „Perlen" fischt.

Schon wenige Stunden nach der Trauung hatte die „Gesina" die Trossen*) losgeworfen und den vielverzweigten, buchtenreichen Hafen des wunderbar schönen „nordamerikanischen Venedig" verlassen.

*) Befestigungstaue.

Das Capitol von Boston mit seiner goldenen Kuppel, auf einer jener aus den Fluthen emporsteigenden Höhen gelegen, welche der Altstadt den Namen „Tremont" gaben, weit hinausragend über die meerdurchschnittene Weltstadt, verschwand nach und nach unter dem Horizonte.

Dann nur Meer ringsumher. Und an Bord — auch ein Meer von Glück und Wonne.

Aber ein Jahr war seitdem vergangen.

Der atlantische Ocean, die Rhede von Montevideo, der Hafen von Melbourne, Südamerika, Australien, der Südwest-Sturm bei den Falklandinseln und die Windstille in den Kalmen des Aequators — das Alles lag hinter der „Gesina," die jetzt unter allem Zeuge bei erfrischender Südwestbrise nordwärts steuerte und soeben San Miguel (Azoren) in Sicht bekam.

Die Julisonne meinte es gut heute und was irgend dienstfrei war, lag im Schatten der Railing oder im kühlen Zuge des abgleitenden Windes vor den Untersegeln.

Es war Ruhe, absolute Ruhe an Bord, man hörte nur das leise Klatschen der Seen gegen die Bordwand und das Kreischen unternehmungsmuthiger Möven, von den Azaren gekommen.

Da ertönt plötzlich ein schwaches Kinderstimmchen — nicht schreiend, nein, so wie ein gesundes Kind mit seinem kleinen unmelodischen Naturgesange ein Menschenherz erfreuen kann.

Die Dame unter dem Sonnensegel, welches über das Achterdeck ausgespannt ist, erhebt sich aus ihrer bequemen Lage im Bordstuhl und voll Mutterfreude betrachtet sie den Säugling. „Darling, wachst du? Sag, was du willst, Liebling! Kannst du's nicht?

„Nun ich rath's was dein liebes „Memm — memm" bedeuten soll!" Sie küßt den kleinen Weltbürger und — o wie er den Quell zu finden weiß, der für ihn der Lebensquell ist! Innig senken sich die blauen Augen der Mutter hinab auf den Knaben. Wie thätig er ist!

Ueber all' das freude- und friedevolle Beobachten, hört sie garnicht, wie hinter ihr ein Mann die Cajütstreppe leise hinansteigt.

Jetzt beugt er sich über die Frau und drückt die Lippen auf ihre Stirn. „Weißt du, daß das Bild entzückend ist, Ella?"

„Hero! dear!" antwortet sie, sich umsehend, — ach ich bin zu selig! 3 Wochen ist er heute alt, hast du daran gedacht?"

„Ja, Darling, Petty, gewiß! Wie wollte ich nicht denken an die Tage der Angst, der"

„Still, Hero, die sind längst vergessen — die selige Freude folgte ja! — Aber sag, was macht denn unser alter Helfer in der Noth? Geht's ihm besser?"

„Da kommt er eben, mein Gott, wie elend er aussieht."

„Er hat sich für mich geopfert, könnt' ich's ihm doch danken! — Ja, Coo," wandte sie sich jetzt an den Alten, der auf einen Stock gestützt, langsam herankam, „Euch danke ich's, Euerer opferfreudigen Pflege, wenn ich hier frisch und glücklich sitzen darf, mich meines Kindes freuen und Ihr müßt nun leiden!"

Sie reichte ihm die Hand. „Setzt Euch zu mir, Coo und sagt, wie geht's?"

„Wird schon gehen, kann ja nun entbehrt werden!" antwortete er mit schwacher Stimme. „Habe lange genug gelebt, rechne ich, und werde mich nicht beklagen, wenn's zu Ende geht mit dem alten Coo. Nur die Heimat, die möchte ich noch erreichen, möchte —"

„Aber Coo, wie sprecht Ihr? Ihr müßt wieder frisch und wohl werden."

„Und die nächste Reise machst du wieder mit uns," fiel Capitän ten Waal ein.

Lächelnd schüttelte der Alte, wie ungläubig, den Kopf. Dann beugte er sich hinüber zu dem Kinde, das eben seine

Mahlzeit beendet hatte: „Gedeiht prächtig, unser Tropenkind, — unter der Linie geboren."

„Da habt Ihr ihn!" erwiderte Frau ten Waal lachend, indem sie ihm den Knaben reichte. „Wenn er gedeiht und gesund ist — nicht zum Mindesten dankt er's doch Euch!"

Ein glückliches Lächeln glitt über Coo's Züge, als er den kleinen Burschen in den Armen hielt und dann traten ihm plötzlich die Thränen in die Augen.

„Geht nicht, vertrage auch die Freude nicht mehr!" sagte er und erhob sich mühsam vom Bordstuhl während Hero zusprang, ihm zu helfen. „Rechne, daß Ihr es gern thut, Capitän — habt ein gutes, treues Herz!" lautete des Alten Dank.

„Wie er von Tag zu Tag zurückgeht," sagte Ellen traurig, ihm nachsehend, „ich fürchte, er geht dem Ende zu."

* * *

Dem Ende schien er dann bald wirklich zuzugehen. Immer mehr nahmen die Kräfte ab, trotz aller Pflege.

Nur für Stunden verließ er noch die ihm eingeräumte bequeme Cabine und eines Tages — die „Gesina" hatte eben die Höhe von Dover passirt, — ließ er Hero bitten, an seine Coje zu treten — er selbst könne nicht mehr kommen.

Hero fand ihn blasser und matter als je und bemühte sich, ihm durch stärkende Getränke aufzuhelfen.

„Laßt das Capitän," sagte Coo mit schwacher, fast tonloser Stimme. „Die Fahrt geht zum Hafen, es wird Winter. Muß mich eilen, Euch zu sagen, was ich Euch sagen *muß*, ehe mein Anker fällt — für die Ewigkeit. — Gönnt mir eine halbe Stunde — noch bin ich klar." — Hero hatte sich neben des Alten Koje gesetzt und hielt dessen abgemagerte schmale Hand.

„Coo, wie Ihr wollt. Was Ihr mir zu sagen habt, fällt in ein treues dankbares Herz. Weiß Gott, wie es kommt,

daß der Abschied von Euch mir schwerer wird, wie je zuvor von einem Menschen.

„Sollt's erfahren — aber versprecht, daß es zu Euch allein ist, was ich sage! — Gut denn! — Durch ein langes Leben — seit Ihr von Euerem Vater mitgenommen wurdet an Bord der „Leda," seit jenem Tage, wo ich an das Ufer von Spikeroog gespült wurde — habe ich nur einen Gedanken gehabt — das wart Ihr. Wo Ihr auch wart — ich forschte Euch nach.

In Hamburg, in London, in New-York habe ich Euch gesehen — als Kind, als Knaben, als Mann. Oft wars nicht, aber ich sah Euch doch, suchte dort nach Stellung und Brod — wo ich Euch wußte. Euer Vater hielt mich für gestorben und erst als er heimging, durfte ich Euch nahen. — Ein Fingerzeig von oben mag es gewesen sein, daß ich Matrosenkleidung trug, als ich gerettet wurde. Nur so entging ich der Strafe der Gerichte und — dem Schimpf — den eine Ehrlose, eine Entlaufene —"

„Coo, o mein Gott, ist's denn möglich!?"

„Laßt mich — zu Ende reden. — Ich wollte in Liebe, in immerwährenden Gedanken an mein Kind meine Sünden sühnen. — Die erste glückliche Stunde, — die schenkte mir Gott — als ich in Euerer Nähe bleiben durfte an Bord der „Gesina." Seit jenem Tage fühle ich, daß ich — Vergebung fand vor Gott. Ja, seine Gnade schenkte mir — noch viele viele glückliche Tage. — Ich durfte meinen eigenen Sohn bewundern, — als ehrenhaften treuen Mann, — durfte für seine schöne, gute Frau sorgen in den Tagen der Angst, durfte — meinen Enkel, — ich von Allen zuerst, — an das Herz drücken. Nun kann ich mit Frieden scheiden, wenn — auch du, mein Sohn — deiner Mutter — verzeihst."

„Mutter — meine Mutter! Mein Gott weshalb verstand ich mein eigenes Herz nicht, als es mich zu dir zog — so wunderbar? Nein, du darfst nicht von mir gehen, jetzt

nicht! Meine Liebe soll dich halten, die Liebe, die ich längst gefühlt und nicht verstand!"

Er war niedergesunken auf die Knie und küßte ihre Hand, ihre Stirn. „Warum erkannte ich nicht früher die Frau in diesen lieben Zügen? Mutter warum? — O mein Gott, warum sprachst du erst jetzt?"

„Weil ich das bleiben will, bis zum Grabe — was ich schien. — Kein Mensch soll sagen können, Capitän ten Waal's Mutter — durchzog als Abenteuerer die Welt, — denn kein Mensch würde den wahren Grund verstehen — außer dir, mein Sohn. Wenns möglich ist, begrab mich auf der Insel — neben deinem Vater. Im Leben durfte und wollte ich ihm nicht wieder nahen, — im Tode — mag mich unser Sohn ihm wieder zuführen. — Ich will als Mann bestattet werden — als der alte Coo. Auch Ellen soll nie erfahren, daß deine Mutter eine —"

„O, Mutter sprecht es nicht aus, was Ihr nicht verdient. Kann denn so viele Treue, solche Liebe nicht einen Fehltritt ausgleichen?"

„Vor — der Welt — niemals! Aber — die Liebe — des Sohnes — wo bist du — Hero? — Ich sehe — dich nicht? Deine Hand! — Ich habe — meinen Sohn gefunden."

Immer leiser wurden die Worte. Der Athem wurde langsam, die Augen fielen zu — sie schlief, schlief — zu besserem Erwachen.

Hero kniete lange an ihrem Lager. Dann kam Ellen. Sie sah was geschehen. Schmerzerfüllt rief sie aus:

„Unser treuer, alter, lieber Coo!"

## VII.

Unter denjenigen, welche im Sommer 1887 Helgoland besuchten und auch unter den Bewohnern der Insel, dürften viele sein, die sich erinnern, wie am 28. August auf der Nord-Rhede eine Hamburger Bark zu Anker ging, welche die Flagge halbstocks führte.

Die Flagge ging nieder als am folgenden Morgen ein Boot vom Bord des Schiffes absetzte und an die Brücke legte. Sechs Matrosen hoben einen mit Blumen geschmückten Sarg auf ihre Schultern.

Dem Sarge folgten ein großer schöner Mann und eine vornehm aussehende schlanke Frau, beide in Trauerkleidern. Die Matrosen trugen ihre Bürde durch die Queenstreet und dann die Treppe hinauf zum Oberlande, zum Falm und über die Churchstreet zum Friedhofe. Es war ein Sonnenmorgen und viele Fremde und Einheimische schlossen sich dem Zuge an. Wußte man doch, daß der Capitän einen treuen alten Matrosen zur Ruhestatt brachte.

Ueber Math. 24. 13. sprach der Prediger und tief ergriffen waren der Seemann und sein junges Weib.

Neben dem frischen Grabe erhob sich ein Leichenstein mit der Inschrift:

„Heiko ten Waal."

Jetzt trägt auch das Matrosengrab einen Stein — ohne Namen — aber mit den Evangelien-Worten, Luc. 7. 50:

„Dein Glaube hat dir geholfen."

# Das Skizzenbuch meines Lebens.

Von Gerhard von Amyntor.

## In Münster.

Münster! Du gesegnete alte Stadt mit deinen zahllosen Gewittern und atmosphärischen Niederschlägen, mit deinen vielen Kirchen und allzeit bimmelnden Glocken, mit deinem schwer verdaulichen Pumpernickel und deiner noch schwerer verdaulichen Aussprache des

Deutschen, du sonderbare Stadt, die du als Provinzial-Metropole fern liegst von dem die Provinz durchschneidenden Haupt-Eisenbahnstrange und auch fern von manchem Fortschritt und mancher Anschauung der modernen Zeit, und die du trotz alledem so biedere, urwüchsige, kernige und treuherzige Bewohner hast, denen nur der Unverstand nachsagt, daß sie schon mit Regenschirm und Gummischuhen auf die Welt kommen und daß sie kleinstädtisch und unduldsam seien! In deinen Nebeln sind mir die duftigsten Blumen aufgeblüht, bei deinen zahlreichen Donnerwettern hat mir das Herz vor Freude gehüpft und deine psalmodirenden Prozessionen und Wallfahrten, deine schwarz gekleideten, oft so asketisch dreinschauenden Mönche und Nonnen haben mir die helle Lust am Leben niemals ersticken können!

Bald hatte ich in einem saubern und behaglichen Miethshause eine passende Wohnung gefunden, mich bei meinem General, dem Commandeur der 26. Brigade, Herrn von Toll, gemeldet, auch beim Divisionär von Wintzingerode und beim commandirenden General Herwarth von Bittenfeld meinen Antrittsbesuch gemacht, und nun verkehrte ich des Abends in einigen Wein- und Bierstuben, in denen die bessere Gesellschaft ihr Stelldichein hatte, um Fühlung mit meinen neuen Umgebungen zu gewinnen.

„Haben Sie Ihre Pferde schon mitgebracht?" Das war die fast stehende Anrede, mit der man mich überall begrüßte. „Ihre Pferde!" — Du lieber Gott! dieser anspruchsvolle Plural fiel mir im Anfange ordentlich auf die Nerven. Wovon sollte ich Pferde kaufen? ich wäre schon von Herzen froh gewesen, wenn ich nur erst ein einziges Reitthier im Stall gehabt hätte. Aber was brauchte mir die Welt in den Beutel zu sehen? die erbarmungs- und mitleidslose Welt, von der bedauert zu werden ungefähr so viel ist als verachtet zu werden. So gewöhnte ich mich denn sehr bald an die kurze, zuversichtliche Antwort: „Sie treffen nächstens ein." Wenn ich später dann nur mit einem einzigen Pferde

debütiren würde, dann konnte ich ja immer noch erklären: „Ich habe mein zweites Pferd verkauft — man hatte mir ein gar zu verlockendes Gebot gemacht.“ Dieses eine unentbehrliche Pferd mußt: nun aber des Schleunigsten beschafft werden. Von dem für einen Brigade-Adjutanten für eine fünfjährige Gebrauchsperiode ausgeworfenen Pferdegelde erhielt ich von meinem Vorgänger dreißig — schreibe und sage: dreißig Thaler heraus und von dieser Summe sollte ich mich nun beritten machen zu einer Zeit, da sich der Durchschnittspreis eines zum Adjutantendienst tauglichen Pferdes schon auf 300—400 Thaler stellte. Der behaglich schaffende, handelnde und erwerbende Bürger kann sich kaum eine richtige Vorstellung von der grausamen Noth machen, in welche damals jeder mittellose Officier durch einen dienstlich gebotenen Pferdeankauf gerieth.

Ich betrat den Weg, den Alle in gleicher Lage betreten mußten: ich lieh vom Unterstützungsfonds meines Regimentes eine monatlich mit zehn Thalern zurückzuzahlende Summe von zweihundert Thalern (das war der höchste zulässige Betrag) und machte den Rest von dreihundert Thalern (das Mehr brauchte ich für Sattel, Zaumzeug und Stallutensilien) im Wege der Anleihe bei irgend einem Hebräer unter Gewährung von Wucherzinsen flüssig. Ich hätte ja meine Armuth als Ablehnungsgrund geltend machen und zum Regimente zurückkehren können; welcher junge Mann entsagt aber der Aussicht auf eine bevorzugte Laufbahn, wenn er auch diese Aussicht mit drückenden Schuldverpflichtungen erkaufen muß? Ich war jung und der Himmel hing mir voller Geigen: als General wollte ich dereinst meiner gegenwärtigen Verlegenheiten spotten.

Mit dem geliehenen Gelde fuhr ich in Begleitung eines Roßarztes nach Osnabrück, kaufte ein flottes Dragonerpferd hannoverscher Race und übte mich schon wenige Tage später, durch die schönen Münsterschen Reitwege dahintrabend und galoppirend, auf dieser meiner Remonte gebührend ein.

Ich hatte das Glück, meinen verschiedenen Vorgesetzten zu gefallen und wurde bald von ihnen in ihre Häuser geladen, wo ich auch an den vertrauteren gesellschaftlichen Vereinigungen theilnehmen mußte. Der General von Wintzingerode wurde später als Commandeur der linken Flügel-Division vor Düppel bekannt; er war ein elegant im Sattel sitzender, aus dem Generalstabe hervorgegangener, intelligenter und liebenswürdiger Vorgesetzter, der die Jagd leidenschaftlich liebte und mir oft die Ehre erwies, mich zu irgend einem weiten Ritt zum Schnepfenstriche abzuholen.

Mein commandirender General von Herwarth, der nachmalige „Held des Tages" beim Uebergange nach Alsen, der siegreiche Führer der Elb-Armee 1866 und spätere Feldmarschall, war zu jener Zeit schon sechsundsechzig Jahre alt, aber ein noch außerordentlich rüstiger und schneidiger Herr aus der altpreußischen Schule. Man merkte ihm nur vortheilhaft den früheren Garde-Officier an; er hatte die verbindlichsten Formen, war bei aller Strenge im Dienste und trotz der höchsten Anforderungen, die er an eine parademäßige Ausbildung der Truppen stellte, durchaus wohlwollend und in Wort und Geberde allzeit würdig und vornehm. Ich habe selten eine sympathischere Erscheinung gesehen; er wurde von der Militär- wie von der Civil-Bevölkerung der Provinz in gleichem Grade verehrt und geschätzt. Bei den Festlichkeiten, die er in seiner prächtigen Dienstwohnung, dem Schlosse, veranstaltete, machte er auf allerfeinste Weise den Wirth; in der Unterhaltung gab er sich schlicht und anspruchslos, obgleich er kein einseitig geschulter Soldat, sondern auf den verschiedensten Gebieten des Wissens zu Hause war; für mich gewann er noch dadurch eine besondere Anziehungskraft, daß er mit Vorliebe Blumenzucht trieb und es machte mir immer einen wohlthuenden Eindruck, wenn ich den schon betagten Herrn in schlichter grauer Joppe in seinem Garten handtiren und seine Rosen veredeln sah.

So hatte ich denn nun eine Stellung erreicht, in der ich mich zum ersten Male wohlfühlte; ich war aus der Menge herausgehoben und konnte meine etwaigen Befähigungen nach verschiedenen Seiten hin zur Geltung bringen. Mein General von Toll war ein nachdenklicher Herr, der sich mit allerlei Reformideen trug und auch mich für diese Ideen zu interessiren wußte. So erinnere ich mich, daß er mir eines Morgens noch beendetem Vortrage und Unterschriften-Vollzuge — er rauchte bei diesem Geschäfte immer aus einer sehr langen Tabakspfeife, unterließ aber nie, dies mit der freundlichen Frage an mich: „Sie gestatten mir doch?“ gewissermaßen zu entschuldigen — den Auftrag gab, ich möchte doch einmal die Vorschläge zu Papier bringen, die ich etwa zu einer Vereinfachung unseres Exercier-Reglements zu machen hätte. Diese Arbeit entsprach durchaus meinen Wünschen und schon nach einigen Tagen überreichte ich ihm mein Promemoria, das er begierig in Empfang nahm und sofort, während ich noch dableiben mußte, zu lesen begann. Er schmunzelte und blies immer dichtere Rauchwolken in die Luft.

„Hm, hm!“ brummte er endlich, indem er den Bogen zusammenfaltete und unter seine Papiere auf dem Schreibtische schob, „sehr gut! wir kommen in den meisten Punkten überein ... nur mit der Abschaffung des dritten Gliedes bin ich nicht ganz einverstanden ... weiß wohl, warum Sie das wünschen ... aber Ihr jungen Herren seid Durchgänger ... man muß langsam und bedächtig reformiren. Sie gestatten, daß ich Ihren Aufsatz behalte? ... Danke bestens.“

Was aus diesen und ähnlichen Arbeiten geworden ist, weiß ich nicht; ob sie Herr von Toll nur zu seinem Vergnügen veranlaßte oder ob er sie höheren Ortes bekannt machte, habe ich nicht erfahren; ich kann aber ohne Ueberhebung sagen, daß es mir eine große Genugthuung bereitete, als viel, viel später diese Reformen, die uns, der

jüngeren Generation, schon im Blute lagen, endlich auch vom älteren Geschlechte anerkannt und durch Allerhöchste Entscheidung eingeführt wurden.

Am 1. Juli 1860 mußte ich mit dem Adjutanten der anderen in Münster befindlichen Brigade tauschen; es sollte so wohl nur vermieden werden, daß ich bei dem Stabe einer Brigade fungirte, zu welcher dasselbe Regiment, von dem ich abcommandirt war, gehörte. Ich wechselte also nur meinen Commandeur und mein Büreau, indem ich mich bei Herrn von Toll abmeldete und mich zur Verfügung des Generals von Natzmer, des Commandeurs der 25. Infanterie-Brigade, stellte.

Als ich zum ersten Male zum Vortrage bei meinem neuen Commandeur ging und die Treppe des von ihm in der Mauritz-Vorstadt gemietheten Hauses emporstieg, kamen mir drei liebliche blondgezöpfte Mädchen entgegen, die unverkennbar auf ihrem Schulgange begriffen waren, denn sie trugen leichtere Büchermappen, während ihnen ein Diener ein größeres, schwereres Packet Bücher hinterher trug. Es waren Kinder von je fünfzehn, zwölf und zehn Jahren, mit außerordentlich zarter, aber gesunder Gesichtsfarbe und blauen, leuchtenden Augen. Unschwer erkannte ich in ihnen drei Töchter meines Generals, welcher damals noch drei andere Töchter besaß, von denen zwei schon älter waren, die dritte aber zwischen die fünfzehnjährige und zwölfjährige, denen ich eben begegnete, sich als dreizehnjährig eingliederte. Erfreut nickte ich den Mädchen zu und der Allerkleinsten, Clara, kniff ich in die frischen Backen und fragte freundlich: „Wie heißt du denn, mein süßer Schelm?“ Ich ahnte nicht, daß das zehnjährige Kind dieses Begegniß noch am selben Tage den älteren Geschwistern erzählen und etwas verletzt hinzufügen würde: „Und denkt euch nur, er hat mich sogar in die Backe gekniffen und „süßer Schelm“ genannt! das ist doch wirklich etwas gar zu keck!“ Noch weniger ahnte ich, daß sich unter den an mir vorüber-

jubelnden Kindern meine zukünftige Ehegattin befand und daß ich die fünfzehnjährige Gertraud, fünf Jahre später, zum Traualtar führen würde. Unbefangen und des mir bestimmten Glückes gänzlich unbewußt nickte ich den Kindern mein Lebewohl zu und stieg die Stufen vollends hinauf, um in das Empfangszimmer meines Generals einzutreten. Der General von Natzmer war ein hoher, schlanker Herr, der unverkennbar einst eine hervorragende Männerschönheit gewesen sein mußte; noch jetzt, als angehender Sechziger, fiel er durch die Regelmäßigkeit seiner Gesichtszüge, durch die Fülle seines blonden, wohlgepflegten Haares und durch seine stramme, vornehme Haltung angenehm auf. Er besaß eine unerschütterliche Ruhe und nur Wenige hatten ihn je heftig werden sehen; daher galt er den Meisten als etwas phlegmatisch. Dies war aber ein Trugschluß; seine scheinbare Gleichgiltigkeit war nur der höchste Grad von Selbstbeherrschung; wenn ihn diese einmal verließ, was freilich nur äußerst selten vorkam, dann stieg ihm das heiße Blut zu Häupten und er konnte so leidenschaftlich heftig werden, daß ihm die Stimme zitterte. Allerdings bewahrte er auch in solchen Ausnahmefällen immer die Würde und Gemessenheit des Cavaliers; nie kam ihm ein Schimpfwort oder ein Fluch über die Lippen; immer blieb er sich seiner Stellung bewußt und wenn er noch so unumwunden tadeln mußte, nie verletzte sein nur sachliches Urtheil die Persönlichkeit des Getadelten. So wurde er denn auch von seinen Officieren und Soldaten, denen er ein allzeit freundlicher und wohlwollender Vorgesetzter war, aufs Innigste verehrt und er war einer der wohlgelittensten und populärsten Generale im Westphälischen Armeecorps. Ich habe mit ihm die angenehmsten Beziehungen in meiner ganzen Dienstzeit gepflegt; er trat mir sofort kameradschaftlich, später als wahrer Freund entgegen; wir ritten, jagten und promenirten zusammen und auf den verschiedenen Dienstreisen, die wir zum Zwecke des Aushebungsgeschäftes gemeinschaft-

lich machten, nahm er nur dann an geselliger Plauderei, an einem bescheidenen Abendtrunk oder einem Rubber Whist theil, wenn ich mit von der Partie war.

Es war mir gar wunderbar zu Muthe, wenn ich nun an den Abenden, die ich im Natzmer'schen Hause verbringen durfte, mich fast ausschließlich von jungen Mädchen umgeben sah. Nur ein einziger Sohn, damals auch noch ein Kind, war meinem General beschieden; er ist später in der Blüthe seiner Jahre, als blutjunger Officier im Alexander-Regiment, bei St. Privat gefallen. Von der ältesten Tochter Anna, bis herunter zur jüngsten, die ich gewöhnlich „Claire" oder auch „Puck" nannte und die oft auf meinen Schooß kletterte, um Studien an meinen Uhrgehängen zu treiben — (sie hatte mir den „süßen Schelm" längst verziehen und war meine gute, aber, wie sich bald zeigen wird, auch manchmal für mich recht unbequeme Freundin geworden) — kamen mir alle mit großer Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit entgegen. Ich halte es für einen der größten Segen meines Lebens, daß ich als unverheirateter junger Mann so vielfach in gebildeten Familien und namentlich mit bedeutenden Frauen und wohlerzogenen jungen Mädchen verkehren durfte; nur in der Berührung mit dem Ewig-Weiblichen kann der Mann seine wahre Erziehung vollenden und alle jene Ecken, Härten, Schrullen und Sonderbarkeiten abschleifen, die gar zu leicht den Salonflüchtling ungenießbar machen, der sich einsiedlerisch zwischen seinen vier Wänden verbirgt oder nur in unwirthlichen Kneipen den Umgang mit seines Gleichen pflegt.

Im Herbst und Winteranfang 1860 folgte sich Ball auf Ball in der genußfrohen Stadt Münster und fast zu jedem erhielt ich eine Einladung. Gewöhnlich besuchte ich aber nur diejenigen Bälle, von denen ich wußte, daß sie auch von den Damen meines Generals besucht werden würden. Dies zu erfahren, wandte ich allerlei Kriegslisten an; so habe ich oft der kleinen Claire aufgelauert, wenn

sie mit der Büchermappe aus ihrer Privatschule kam; hatte ich sie glücklich erwischt, dann spielte ich den freudig Ueberraschten, bat sie, mich in eine Conditorei zu begleiten und dort eine Tüte Bonbons von mir anzunehmen, und erfuhr bei dieser Gelegenheit alles, was ich wissen wollte. Meist erschien freilich das Natzmer'sche Ehepaar nur mit den beiden ältesten Töchtern in Gesellschaft, während sich mein Interesse mehr und mehr der dritten, Namens Gertraud, zuzuwenden begann; doch im Anfange genügte es meinen Wünschen, wenn ich nur überhaupt mit irgend einem Mitgliede dieser Familie zusammentraf. Bald begann aber auch Gertraud, die inzwischen knapp herangewachsen war, die Eltern zu begleiten, und zahllos sind die Cotillons, die ich mit ihr bis zu meinem Scheiden aus Münster getanzt habe. Wie manchesmal habe ich durch meinen Burschen drei Blumensträuße kurz vor dem abendlichen Balle den Damen meines Generals ins Haus gesandt. Erwartungsvoll harrte ich dann am Eingange zum Ballsaale auf das Erscheinen der Damen, um zu sehen, welchen Strauß sich Gertraud ausgewählt haben würde; die Sträuße waren nämlich immer einander ähnlich, nur einen derselben ließ ich jedesmal noch durch eine besonders schöne Rose oder Camelie auszeichnen. Wenn ich dann entdeckte, daß sich der so gekennzeichnete Strauß in Gertrauds Händen befand, dann weitete sich mir freudig die Brust und während des ganzen Abends verblieb ich in gehobener hoffnungsfroher Stimmung. Nicht daß ich mir bewußt vorgenommen hätte, um Gertraud zu werben; sie war ja noch ein halbes Kind, das zum ersten Male in der Gesellschaft auftrat, und ich würde Jeden verlacht haben, der mir gesagt hätte, daß ich ernstlich an eine Heirat mit einem Backfisch dächte; es hatte aber einen unsagbaren Reiz für mich, in die noch unberührte Seele dieses sich mehr und mehr entwickelnden Kindes hineinzublicken und den ganzen Zauber auszukosten, den mir das Vertrauen bereitete, das sie mir unbefangen entgegenbrachte.

Am 2. Januar 1861 — ich befand mich gerade auf einem dreiwöchentlichen Urlaube in Neu-Vorpommern auf dem Gute eines meiner früheren Regiments-Kameraden, der mich dringend eingeladen hatte — ging durch das Land die schmerzliche Kunde vom Ableben des Königs Friedrich Wilhelm des Vierten. Der Regent, der seit dem 9. October 1858 die Zügel der Regierung geführt hatte, bestieg nun als König Wilhelm den Thron seiner Vorfahren. In Anklam wurde ich als auf Urlaub befindlicher Officier durch den dortigen Landwehr-Bataillons-Commandeur vereidigt. Auf meiner Rückreise nach Münster passirte ich Berlin am 18. Januar, an welchem Tage gerade 132 Fahnen und 10 Standarten der neu errichteten Regimenter feierlich genagelt und eingeweiht wurden. Am 27. Januar, als ich längst wieder in Münster war, meldeten die Zeitungen, daß mein früherer Regiments-Commandeur, der nunmehrige Kronprinz, zum Statthalter von Pommern ernannt worden war. Die Landestrauer hatte den Winterfestlichkeiten ein jähes Ende bereitet und an den Abenden, die ich nicht im Natzmer'schen Familienkreise verbringen durfte, setzte ich mich wieder an den Schreibtisch, um mich militär-wissenschaftlich zu beschäftigen oder zu — dichten. Die Gedichte, die damals entstanden, waren alle an Gertraud gerichtet; eine Auslese aus denselben habe ich später meiner größeren Dichtung „Peter Quidams Rheinfahrt," einverleibt; sie beginnen dort pag. 291 als lyrische Episode unter der Ueberschrift „Peter's Lieder an Hildegard." Es hat mir immer Spaß gemacht, daß nur Wenige gemerkt haben, daß Nr. 3 dieser kleinen Gedichte ein Akrostichon ist; die Anfangsbuchstaben der sieben Zeilen desselben bilden den Namen meiner damals noch heimlich Angebeteten. Der Vorgang, der zu diesem Akrostichon Veranlassung gab, ist in dem Gedichte selbst genau nach der Wirklichkeit erzählt und ich glaube, er hat auch mir zum ersten Male die Augen über meine eigene Herzensverfassung geöffnet. Es war nämlich im Sommer 1861;

ich hatte eine Landpartie veranstaltet, an der die Generalität der Garnison mit ihren Damen und mehrere junge Officiere als Tänzer theilnahmen. Als wir uns des Abends im Scheine eines wolkenlosen Vollmondes nach den Klängen einer Militärkapelle auf grüner Wiese im Walzertakte drehten und ich den schlanken Wuchs Gertrauds im Tanze umfaßthielt, rief deren zehnjähriger Bruder Albrecht, mit der Hellsichtigkeit des Knaben die wahre Sachlage ahnend, laut und übermüthig aus: „Guckt, da tanzt das neue Brautpaar!“ — und dabei wies er mit Fingern auf uns Beide hin. Die Verlegenheit, in die mich diese knabenhafte Aeußerung versetzte, kann ich kaum beschreiben. Sollte ich mit lachen? sollte ich den Unbefangenen spielen? oder sollte ich mir den Anschein geben, als ob ich überhaupt nichts gehört hätte? Ich entschied mich für das Letztere und tanzte noch zweimal mehr herum, als dies sonst üblich war, nur um den Andern, die alle den spöttischen Zuruf gehört hatten, Zeit zu gönnen, über den ersten Eindruck desselben hinwegzukommen. Als ich endlich meiner Tänzerin meine Verbeugung machte, wagte ich nicht, den Blick zu ihr zu erheben; wahrscheinlich ist sie nicht minder befangen gewesen, als ich selbst; ich dankte Gott, daß es Abend war und daß mir nicht Jeder meine Empfindungen und Gedanken von der Stirn ablesen konnte. Auf dem Nachhausewege aber sann ich dem Vorgefallenen mit nun wiedergewonnener Ruhe nach und mir wurde plötzlich klar, daß ich allerdings nur noch in dem Besitze Gertrauds das mögliche Maß irdischen Glückes glaubte finden zu können. Die unbewußte Weisheit eines Knaben hatte mir den Staar gestochen; erst von jetzt an begann ich planmäßig um die Huld der Geliebten zu werben — eine Thatsache, die übrigens unserm bisher so unbefangenen Verkehr ein jähes Ende machte, denn nur mit Zagen und Herzklopfen wagte ich noch der Geliebten zu nahen.

Am 23. Februar 1861 war ich unter Belassung in meinem Commando als Brigade-Adjutant aus dem 15. in

das 55. Infanterie-Regiment versetzt worden, eine Veränderung, die auf meine sonstigen Verhältnisse in Münster ohne jeden Einfluß blieb. Da ich nun aber jetzt ernstlich daran dachte, mir Gertrauds Herz und Hand zu gewinnen, so regte sich immer stürmischer der Drang in mir, vorwärts zu kommen und mich in eine Stellung emporzuarbeiten, in der ich wagen durfte, einen eigenen Herd zu gründen. Das war nun freilich in jener aussichtslosen Friedenszeit eine recht schwierige Aufgabe und ich fand nur den einzigen Weg zur möglichen Lösung derselben in dem mit vermehrtem Eifer betriebenen Studium der Kriegswissenschaften. So war ich denn den ganzen Sommer 1861 außerordentlich fleißig und saß halbe Nächte lang am Schreibtisch. Im September sollten große Manöver des 7. und 8. Armee-Corps auf dem linken Rheinufer stattfinden; der König wollte ihnen beiwohnen, und um auch meinerseits bei denselben entsprechend ausgerüstet zu erscheinen, beschloß ich, so sauer mir dies auch wurde, die Anschaffung eines zweiten Pferdes. Die für mein erstes Pferd eingegangenen Verbindlichkeiten waren noch nicht einmal völlig abgewickelt und schon mußte ich wieder eine neue Anleihe machen, um die mit meinem Commando verbundenen Verpflichtungen zu erfüllen. Glücklicherweise gelang mir ein sehr vortheilhafter Kauf und die feurige Rappstute, die mit ihren flotten Gängen und ihrem prächtigen Temperament ein geborenes Adjutantenpferd war, habe ich später noch mehrere Jahre als Compagnie-Chef geritten und auch im Feuer vor den Düppeler Schanzen getummelt.

Die großen Herbstübungen verliefen zu allgemeiner Zufriedenheit. Ich hatte die unerwartete Freude, eines Tages von meinem früheren Commandeur, dem Kronprinzen, angeredet zu werden. Er reichte mir die Hand und sah mir huldvoll in die Augen.

„Wie geht es, Dagobert?"

„Danke unterthänigst, königliche Hoheit, ich muß zufrieden sein; ich zehre von der Erinnerung an jene Zeit,

da ich die Ehre hatte, unter dem directen Befehl Eurer königlichen Hoheit zu stehen."

„Das waren schöne Tage, auch unvergeßlich für mich. Vielleicht führt uns ein freundliches Schicksal noch einmal zusammen. Dichten Sie denn noch?"

„Dann und wann, ja; ich kann es nicht leugnen. Vor allem aber studire ich mein Fach, um vorwärts zu kommen . . ."

„Sie sind auf dem besten Wege dazu; Sie haben ja als flotter Adjutant ein famoses Thier unter dem Leibe. Da, hören Sie? Officier-Ruf! Nun lassen Sie Ihre Stute einmal laufen!"

Er nickte mir, freundlich lächelnd, zu und ich salutirte, indem ich meinen ungeduldig schnaufenden Rappen herumwarf und meinem General nachjagte, der sich schon in langen Galopp gesetzt hatte.

Auf einem Hügel hielt der König mit einer Suite von ungefähr hundertundfünfzig Personen. Er hatte „Halt!" blasen und die Commandeure rufen lassen, um eine kritische Bemerkung zu der eingetretenen Gefechtswendung zu machen. In schärfster Gangart jagten wir den Hügel hinan. Mein General ritt, die Hand am Helme, in den um den König gebildeten Kreis hinein; ich hielt mich fern und betrachtete die vielen fremdherrlichen Officiere, die zu den Manövern als Gäste geladen waren. Namentlich interessirten mich die französischen Generale, die noch vom Glanze ihres letzten italienischen Feldzuges umstrahlt waren. Einer derselben, der auf seinem aus dem königlichen Marstall gestellten Trakehner neben mir hielt, wandte sich plötzlich mit der Frage an mich, ob ich französisch spräche. Ich bejahte und erklärte meine Bereitschaft, ihm mit jeder nur gewünschten Auskunft dienen zu wollen. Erfreut und wohl auch etwas überrascht, daß der preußische Linien-Officier ihm in den Lauten seiner Muttersprache antworten konnte, deutete er auf den Lederbesatz meiner Beinkleider, der, trotz meines

Sitzes im Sattel, am Knie und Unterschenkel sichtbar war und fragte mich, ob alle berittenen Officiere diesen Besatz trügen. Ich erwiderte, daß dies Jeder halten könnte, wie er wollte; meines Wissens pflegte jeder berittene Officier den besonders in Anspruch genommenen Theil seiner Beinkleider entweder durch Leder, oder wenigstens durch Tuch zu verstärken.

„Et on peut renoircir ce cuir?"

„Gewiß," versetzte ich; „wenn das Leder durch längeren Gebrauch fahl geworden ist, wird es wieder geschwärzt."

Er dankte mir, indem er mir noch ein Compliment machte, daß die preußischen Herren von der Infanterie so vorzüglich beritten wären und so sicher und elegant im Sattel säßen — „bei uns ist das anders!" fügte er seufzend hinzu, natürlich auf französisch; ich glaube nicht, daß es ihm möglich gewesen wäre, auch nur drei deutsche Worte richtig auszusprechen.

„Wer war der Herr?" fragte ich einen Generalstabs-Officier, als der Franzose sich seinen Begleitern wieder zugewandt hatte.

„Sie kennen ihn nicht? das ist ja der Herzog von Magenta, der Napoleon durch sein Eingreifen bei Turbigo so glänzend aus der Pfanne gehauen hat."

So hatte ich denn nun auch Bekanntschaft mit den Franzosen gemacht, ahnungslos, daß ich diese Bekanntschaft in neun Jahren unter wesentlich ernsteren Verhältnissen erneuern würde.

Beim Parademarsch, der an diesem Tage dem Manöver folgte, hielt der französische Marschall neben dem mit sechs Pferden à la Daumont bespannten offenen Wagen unserer Königin. Als unsere Brigade vorbeimarschirt und ich herausgeritten war, um mir den Rest der Parade mitanzusehen, bemerkte ich, wie die Königin dem Marschall einen Rosenstrauß überreichte, der vor ihr auf dem Rück-

sitze des Wagens gelegen hatte. Der Franzose entblößte sein Haupt und führte, sich ritterlich verneigend, den Strauß an seine Lippen. Das gefiel mir; die welschen Herren wissen immer zur rechten Zeit eine Pose zu machen, was man nicht eben von jedem Deutschen behaupten kann.

Eines Briefes, den ich in jenem Jahre unter merkwürdigen Umständen vom General von Manteuffel erhielt, möchte ich hier noch Erwähnung thun. In meinem unruhigen Verlangen, vorwärts zu kommen und jede Gelegenheit zu ergreifen, die mir die Gewinnung einer höheren Stellung und damit die Aussicht auf eine erfolgreiche Werbung um Gertrauds Hand sicherte, hatte ich eines Tages direct an den Chef des Militär-Cabinets geschrieben und die Bitte ausgesprochen, falls der König dem damals in den Zeitungen gemeldeten Begehr der englischen Regierung nach Anwerbung preußischer Officiere zur Verwendung in Indien nachgeben sollte, mich unter die Zahl der nach Indien zu Beurlaubenden aufnehmen zu wollen. Es war ein mehr als abenteuerlicher Versuch, aber ich war, wenn er mir gelang, fest entschlossen, mir unter englischen Fahnen Ruhm und Gold zu erkämpfen, um meine bescheidene materielle Lage aufzubessern und sie meinen Zukunftsplänen entsprechender zu gestalten. Nun hatte aber gerade in jener Zeit der Stadtgerichtsrath Twesten seine bekannte Brochüre: „Was uns noch retten kann“ gegen Manteuffel veröffentlicht und den in seinem Einflusse weit überschätzten General einen „unheilvollen Mann in unheilvoller Stellung“ genannt. Als ich noch immer in fiebernder Erwartung auf die Beantwortung meines Briefes harrte, las ich eines Morgens in der Zeitung, daß zwischen Manteuffel und Twesten ein Pistolenduell stattgefunden und daß der General seinen Gegner durch den Arm geschossen hatte. Oh weh, dachte ich, nun wird mir wohl gar keine Antwort werden! Aber noch am Abende desselben Tages erhielt ich einen Brief des Generals, in dem er mir mittheilte, daß der König zu

dem von mir angedeuteten Zwecke auch nicht einen einzigen Officier beurlauben würde, daß mein Gesuch daher gegenstandslos wäre, daß er, der General, aber mich auch darauf aufmerksam machen müßte, daß derartige Gesuche nicht an ihn direct, sondern bestimmungsmäßig nur auf dem Instanzenwege einzureichen wären. Das letztere wußte ich längst; ich hatte es aber gewagt, dem Verbote zuwider zu handeln, um so dem Vater Gertrauds, meinem General, meinen Schritt zu verheimlichen. Was mich nun aber rührte und überraschte, das war der Umstand, daß General Manteuffel diesen Brief noch unmittelbar vor seinem Duell mit Twesten geschrieben hatte. Der ungemein thätige und gewissenhafte Mann hatte also vor einem so ernsten, ihm möglicherweise den Tod bringenden Schritte sich in unerschütterlicher Pflichttreue noch die Zeit genommen, diesen Theil seiner Berufsgeschäfte zu erledigen und mir, statt eines wohlverdienten Rüffels, nur eine höfliche Belehrung zukommen zu lassen. Ich habe ihm dieses ritterliche und wahrhaft heldenhafte Benehmen nie vergessen und es ist mir noch heute eine angenehme Erinnerung, daß ich drei Jahre später unter eigenthümlichen Verhältnissen, die an anderer Stelle noch erzählt werden sollen, ihm für sein Verhalten in diesem Falle meinen Dank und meine Bewunderung persönlich aussprechen durfte.

Im Winter zu 62 sollte ich endlich einige Früchte des Fleißes ernten, den ich bisher auf meine Studien verwandt hatte. An dreien Abenden durfte ich vor dem gesammten Officierscorps der zahlreichen Garnison Münster Vorträge halten, die über die „Zündnadel in der Defensive," „die Zündnadel in der Offensive" und unsere „maritimen Aufgaben am Jahdebusen" handelten. Ich hatte eine sehr aufmerksame und dankbare Zuhörerschaft; besonders der letzte Vortrag erregte eine gewisse Sensation, denn ich hatte gewagt, in demselben das politische Gebiet zu streifen und für eine kräftigere Entwickelung unserer Seestreitkräfte mit

Feuereifer einzutreten. Schon am nächsten Morgen nach diesem Vortrage wurde ich in das General-Commando bestellt. Dort empfing mich der Chef des Stabes, General von Lehwaldt, der auch mein Zuhörer gewesen war. Er beglückwünschte mich zu meinem Erfolge von gestern, ließ sich die Quellen nennen, die ich zu meiner Arbeit benutzt hatte, und trug mir auf, ihm eine Abschrift meines Vortrages einzureichen; „die Stellen aber, in denen Sie nicht allzu glimpflich vom Ministerium Manteuffel sprechen" — fügte er hinzu — „bitte ich wegzulassen; der Soldat darf nicht politisiren, er hat sich immer nur an das rein Militärische zu halten; übrigens empfehle ich Ihnen eine größere Milde des Ausdruckes, fortiter in re, suaviter in modo... Sie verstehen mich... das schließt nicht aus, daß ich Ihnen gestern mit größtem Interesse zugehört habe und für den genußreichen Abend herzlich dankbar bin."

Nach drei Tagen brachte ich ihm die befohlene und nach seinen Wünschen umgeänderte Abschrift. Er nahm sie höflich entgegen und sagte vertraulich: „Ich werde diese Ihre tüchtige und bedeutende Arbeit dem Chef des Generalstabes der Armee einreichen und ihn auf Sie aufmerksam machen."

Freudig überrascht verneigte ich mich und verließ, von frohesten Hoffnungen erfüllt, den alten Schloßbau des General-Commandos.

Regen wechselte mit Sonnenschein; nach den Erfolgen dieses Winters brachte mir der Frühling 1862 zwei Unfälle, die leicht sehr schlimme Folgen hätten für mich haben können, bei denen ich aber, Dank meinem guten Sterne, noch mit einem blauen Auge davonkommen sollte. In der Nähe der Münster'schen Promenade befand sich eine Art Insel, auf der gerade ein Sommer-Theater errichtet, oder wieder neu in Stand gesetzt wurde. Nach dieser Insel führte über das kleine Wasser der Aa eine Laufbrücke und als ich eines Morgens dort vorüberritt und die Handwerker

auf der Insel handtiren sah, beschloß ich, ihnen einen Besuch zu machen und mir ihr Werk aus größerer Nähe anzusehen. Ich ritt an die Brücke hinab und prüfte mit den Augen deren Haltbarkeit. Es waren nur drei neben aneinander gelegte, aber ziemlich starke Bohlen; nur zur Linken befand sich ein Geländer, das aus einer einfachen Stange bestand. Das Hinüberreiten war immerhin ein Wagniß, aber gerade das Wagniß reizte mich, denn ich sagte mir, daß es im Kriege gewiß recht oft noch weit schwierigere Verhältnisse zu überwinden gälte und daß man im Frieden schon probiren müßte, was der Krieg vielleicht gebieterisch verlangen könnte. So drückte ich denn leicht meine Schenkel hinter den Sattelgurt und ließ mein Pferd langsam auf die schwanken Bretter treten. Das kluge Thier ging vorsichtig voran; in der Mitte der Brücke aber verstärkte sich das Schwanken eines Brettes; das Pferd erschrak, stieg heftig in die Höhe und ehe ich noch recht begriff, was eigentlich geschehen war, lag ich sammt meinem Pferde im Wasser. Einen Moment war ich wie betäubt; sofort aber gewann ich meine Geistesgegenwart wieder und rettete mich mit drei kräftigen Sprüngen aus dem flachen Wasser ans Land; mein Pferd aber, das tief im Schlamme des Grundes steckte, bemühte sich vergeblich, sich ans Ufer emporzuarbeiten. Ich schritt in das schmutzige Wasser zurück, ergriff die Zügel, hob dem erschrockenen Thiere den Kopf und ermunterte es durch laute Zurufe zu ferneren Anstrengungen. Endlich gelang es ihm, mit einem jähen Rucke emporzukommen und triefend und schaudernd stand es nun neben mir auf dem festen Uferboden. Wir waren beide durchnäßt und mit Schlamm und Unrath förmlich überzogen. Mein neuer Sattel, mein neues Zaumzeug, alles war jämmerlich ruinirt. Doch wenn nur das Pferd selbst keinen Schaden gelitten hatte, dann wollte ich schon zufrieden sein. Ich musterte es von allen Seiten ... hilf Gott! was war das? sein ganzer rechter Hinterschenkel war

bis zum Hufe hinab mit Blut überrieselt! Einige Handwerker waren herzugeeilt und reinigten mit Stroh das beschmutzte Thier. Nun konnte ich die Wunde erkennen, aus der das Blut sickerte. In die Haut des Thieres mußte eine messerscharfe Scherbe (das Bett der Aa war an dieser Stelle mit Scherben aller Art angefüllt) eingedrungen sein und beim Herausziehen des Fußes hatte diese Scherbe die Haut bis zur Fessel herunter aufgeschlitzt. Lahm ging das Thier nicht; das tröstete mich; es handelte sich also nur um eine sehr lange Fleischwunde. Auf weitem Umwege gelangte ich, mein Pferd betrübt am Zügel führend, nach der Promenade und von da nach meinem Hause zurück, gefolgt von einer Schaar neugierig und mitleidig gaffender Straßenjungen. Nach einer Stunde schon schickte mein General eine Ordonnanz zu mir und ließ sich nach meinem Befinden erkundigen; das Gerücht hatte sich verbreitet, daß ein Officier mit seinem Pferde in der Aa verunglückt wäre. Ich konnte ihm nur Gutes melden lassen; mir selbst hatte der Sturz nichts geschadet und wegen meines Thieres hatte mich der schnell gerufene Roßarzt gleichfalls völlig beruhigt. Die Zeit der Schonung meines Pferdes dauerte auch nur eine Woche; dann konnte ich es wieder reiten; nur eine Narbe war ihm verblieben, die sich nie wieder recht mit Haaren bedecken wollte.

Der zweite Unfall hätte noch ernsthafter werden können. Ich besaß einen gutartigen, drolligen, dabei sehr jagdlustigen Affenpintscher, der der unzertrennliche Gefährte meiner Pferde, der Liebling meines ganzen Hauses war. Eine Zeit lang hatte das Thier ein verändertes, trübseliges Benehmen gezeigt, das ich nicht recht bemerkt hatte. Als ich eines Mittags, vom Ritte nach Hause gekommen, auf einem Stuhle saß, um meine Fußbekleidung zu wechseln, schnappte der Hund, der bisher ruhig unter dem Stuhle gelegen hatte, plötzlich nach der großen Zehe meines nur mit dem Strumpfe bekleideten rechten Fußes. Ich sprang auf und wollte den

Hund züchtigen; der aber kroch unter das Sopha und war durch keine Lockung mehr zum Hervorkommen zu bewegen. Dieser ungewöhnliche Ungehorsam machte mich stutzig; sollte das Thier krank sein? am Ende gar wasserscheu? Ich zog den Strumpf aus und untersuchte meine Zehe, in der ich deutlich die Eindrücke der kleinen Hundezähne erkannte. Ich wusch die unbedeutende Verletzung aus, kleidete mich an und ging aus, um einen Thierarzt zu holen. Der Geholte untersuchte den Hund, erklärte ihn sofort für verdächtig und internirte ihn im Hofe in einem zu diesem Zwecke herbeigeschafften eisernen Käfig. Nun aber stellte sich heraus, daß das verdächtige Thier auch eine Tochter meines Hauswirthes, eines Bäckermeisters, ins Bein gebissen, auch im Stalle nach meinen Pferden und nach den beiden Eseln geschnappt hatte, die sich mein Hauswirth hielt. Der Thierarzt mußte dies weiter erzählt haben, denn schon am Nachmittage erschienen Beamte in meiner Wohnung, die die Sache untersuchten, und mit der Andeutung nicht zurückhielten, daß es am besten wäre, wenn die kleine Wunde der Bäckerstochter ausgebrannt, meine Pferde und des Wirthes beide Esel aber getödtet würden. Der mit erschienene Thierarzt stellte fest, daß der Hund wuthkrank sei und sofort getödtet werden müßte. Zu letzterem gab ich meine Zustimmung; der arme Affenpintscher wurde abgethan und verscharrt; die Stallungen wurden desinficirt. An meine Pferde aber, erklärte ich aufs Bestimmteste, würde ich Niemanden heranlassen. Die Herren schüttelten bedenklich die Köpfe und empfahlen sich. Mein Wirth war in große Aufregung gerathen; er hatte seinen Hausarzt kommen lassen und dieser verhandelte vergeblich mit des Wirthes Töchterlein, das sich um keinen Preis die kleine Fußwunde wollte ausbrennen lassen. Ich redete ihr gleichfalls, aber ebenso vergeblich, zu. Da sagte ich kurz entschlossen: „Wenn ich es Ihnen nun vormache, mein Fräulein, und Ihnen zeige, daß gar nichts dabei ist, werden Sie es mir dann nachthun?“ Sie nickte. Sofort

entblößte ich meinen Fuß und hielt ihn dem Arzte hin, der die kleine Operation erledigte, ohne daß ich mit der Wimper zuckte. Im Gegenteil, ich lachte und erklärte, daß die geringe Schmerzempfindung wirklich nicht der Rede werth wäre. Mein Beispiel gab der jungen Dame guten Muth und sie unterzog sich nun ebenfalls der für nöthig gehaltenen Cauterisation. Ich kann der Wahrheit gemäß versichern, daß ich ziemlich unbesorgt war; erstens hatte ich einen Strumpf angehabt, durch den die Zähnchen des Hundes erst hatten dringen müssen, und zweitens wußte ich von den Professoren der Medicin, mit denen ich auf der Breslauer Universität vielfach verkehrt hatte, daß nicht alle Hunde, die für wuthkrank gehalten werden, auch wirklich wuthkrank sind und daß von den Menschen, die von einem wirklich wuthkranken Hund nur leicht gebissen worden sind, thatsächlich nur die allerwenigsten Schaden leiden. Ich hatte die Vorsichtsmaßregeln befolgt, die in solchem Falle angewandt werden, und vertraute nun fest der Güte und Allmacht Gottes, daß keine weiteren schlimmen Folgen eintreten würden. Noch am selben Abend zog ich Lackstiefel an und ging leicht hinkend, ins Haus meines Generals, wo ein kleines Tanzfest abgehalten wurde. Der Unfall war schon aller Welt bekannt geworden und es belustigte mich, daß mich einige der anwesenden Damen nicht ohne eine gewisse Scheu betrachteten und dann doch neugierig an mich herankamen, um sich die Sache noch einmal recht genau erzählen zu lassen. Ich bin, gelobt sei Gott! gesund geblieben, ebenso das Wirthstöchterlein und auch mein Bursche, den man sogar, nur weil er aufgesprungene Hände hatte, die der Hund geleckt haben konnte, eine Zeit lang ins Garnisonslazaret aufgenommen hatte. Auch meinen Pferden und des Bäckermeisters Eseln ist nichts geschehen und die Commission, die am liebsten den Tod aller dieser Thiere decretirt hätte, ließ sich nicht wieder sehen. Wäre damals schon ein Pasteur berühmt gewesen und hätte man mich,

die Bäckerstochter und meinen Burschen in seine Behandlung gegeben, welch eine Reclame hätte er mit unserer, dann sicher von ihm in Anspruch genommenen Heilung in die Welt hinausposaunen können; so blieb der Vorfall nur dem kleinsten Kreise bekannt und wurde, als nach Wochen und Monaten keine üblen Folgen eintraten, schnell genug vergessen. Ich aber habe mir aus jenem Vorfall die Lehre gezogen, daß man auch in der schlimmsten Lage nicht so leicht den Kopf verlieren und den Muth nicht sinken lassen soll; aus der tiefsten Noth, aus der schwersten Gefahr, wo alle Menschenhilfe ausgeschlossen ist, kann uns Gottes Allmacht jederzeit erretten, und wenn man fest auf ihn vertraut und er dennoch die Rettung verweigert, so wird man trotz alledem den irdischen Untergang siegreich überdauern, ein unsterbliches Wesen.

# Geschichte der Erde.*)

Von Eduard Grosse.

## II. Mittelalter und Neuzeit.

Beim Erscheinen des ersten Reptils und bei Anbruch des sogenannten Mittelalters, welches man in eine Trias-, Jura- und Kreidezeit eintheilt, war die Erde schon recht bejahrt. Weitaus der größte Theil ihrer jetzigen Lebenszeit war vorübergerauscht, Milliarden von

*) In der ersten Abtheilung dieses Aufsatzes, die in Band 1 des laufenden Jahrganges veröffentlicht wurde, befinden sich auf Seite 143 zwei sinnstörende Druckfehler, die hiemit berichtigt werden. Die Unterschrift der ersten Figur muß nämlich heißen richtig „Moner (Urschleim)," die Unterschrift der dritten Figur richtig „Moraea."

Jahren hatte sie bereits um die Sonne gekreist und Millionen von Jahren hatte sie gebraucht, um ihre Lebewesen bis zum Entwickelungsstadium der Kriecher oder Reptilien herauszubilden. Die Gesteinsschichten, welche in der Urzeit und im Alterthum entstanden sind, schätzt man auf eine Mächtigkeit von ungefähr 112.000 Fuß, diejenigen Schichten, welche im Mittelalter abgelagert wurden, dagegen auf eine Mächtigkeit von nur ungefähr 15000 Fuß und die Ablagerungen der Neuzeit noch viel geringer, nämlich auf ungefähr 3000 bis 4000 Fuß. Wollte man nach diesen allerdings unsicheren Schätzungen das Alter der einzelnen Abschnitte versinnbildlichen und dabei als anschauliche Grundlage eine Eintheilung in hundert gleiche Theile vornehmen, so würden auf die Urzeit und das Alterthum vielleicht 85,7 Theile und auf das Mittelalter und die Neuzeit vielleicht 14,3 Theile kommen. Diese Zahlen haben selbstverständlich keinen Anspruch auf wirklichen Werth, sondern sie sollen nur das ungefähre Verhältniß zwischen den verschiedenen Altern der Erdabschnitte veranschaulichen.

So klein nun der Abschnitt ist, der das Mittelalter und die Neuzeit umfaßt, so mächtig ist doch die Entwickelung, welche die Lebewelt nimmt, indem sie bis zu den jetzt lebenden Thierarten und bis zum Beherrscher dieser fortschreitet, zum logisch denkenden Menschen. Aus dem feuchten Elemente des Urmeeres strömte die Lebenskraft nach dem Festlande und die Herrschaft der hier lebenden Thiere und Pflanzen bekam allmälig das Uebergewicht gegen die der tieferstehenden Meerbewohner.

Von den Thieren erhob sich im Mittelalter die Sippe der Reptilien zu erstaunlicher Vielseitigkeit, mächtiger Ausbreitung und riesigen Körperformen. Sie herrschten als die Könige der Thierwelt, sie überragten ihre Mitgeschöpfe an Körpergröße, übertrafen sie an natürlichen Schutz- und Angriffswaffen, an körperlicher Vollkommenheit und an beweglicher Vielseitigkeit. Sie herrschten im Meer, sie herrschten

auf dem Festland und sie durchschnitten als behende Luftschiffer die dünne Atmosphäre. Sie waren Jahrmillionen die höchststehenden Erdbewohner und mit Ausnahme der kleinen Insecten konnte sich keines ihrer Mitgeschöpfe bis zu ihnen erheben, denn keines konnte kriechen, keines auf Beinen gehen, keines geflügelt durch die Lüfte segeln. Sie bildeten eine stolze Riesengesellschaft, jene ausgestorbenen Reptilien des Mittelalters und doch waren sie nicht fähig, ihr Geschlecht so lange zu erhalten, wie viele der kleinen, verachteten Insecten.

Die Natur liebt es, stets beim Unscheinbaren, beim Kleinen zu beginnen und ihr Werk mit dem Großen zu krönen. So leitete sie auch ihr Schöpfungswerk der riesigen Reptilien mit der merkwürdigen Ureidechse ein und ließ allmälig Form um Form, Gestalt um Gestalt emporkeimen. Ebenso kamen in der Pflanzenwelt neue Arten zum Vorschein, alte verschwanden, und auch die Erbfeinde Festland und Wasser setzten den alten Eroberungskrieg fort, sich gegenseitig bald da, bald dort besiegend und ihre Grenzen ohne Unterbrechung verschiebend.

Die Ablagerungen lassen darauf schließen, daß die Vertheilung von Festland und Meer in der ersten Hälfte des Mittelalters etwa folgende war: An Stelle des heutigen Indischen Oceans befand sich wahrscheinlich Festland, welches Ostindien, Afrika und Australien zu einem Erdtheile verband. Ebenso war jedenfalls der Atlantische Ocean noch nicht vorhanden, so daß Afrika, Europa und Amerika ein zusammenhängendes, nicht durch Meer geschiedenes Festland bildeten. Dagegen existirte der Stille Ocean und das nördliche Eismeer bereits, und beide bildeten mächtige Wasserflächen, die weit über ihre jetzige Grenze hinausgriffen. So wogte ein Meeresarm vom Eismeer über Deutschland und die Alpen, aus dessen Wasserniederschlag und Versteinerungen die mächtigen Salzlager und die kleinen Kalkbänke mit Muscheln abgesetzt wurden, die sich in der deutschen Triasformation finden. Nach Westen zu erstreckte sich ein großer

Erdtheil mit riesigen Binnenseen, aus deren Ablagerungen Schichtgebirge entstanden, besonders der rothe Sandstein Englands und Nordamerikas. Derjenige Meeresarm, welcher Mitteleuropa überfluthete, trat später langsam zurück und wurde in einen großen Binnensee verwandelt, aus dem durch Verdunstung und Auslaugung die bekannten Steinsalzlager bei Hall in Tirol, Ischl, Hallstadt, Reichenhall, Berchtesgaden, Friedrichshall, Schöningen, Wilhelmsglück und andere entstanden sind.

Versteinerte Thier- und Pflanzenreste sind aus der ersten Periode des Mittelalters, aus der sogenannten „Triaszeit," nur spärlich vorhanden, weil die Verhältnisse ihrer Erhaltung nicht günstig waren. Von Pflanzen finden sich mächtige Schachtelhalme, Farne, und auch die in früherer Zeit fehlenden Nadelhölzer treten in verschiedenen Arten auf und erlangten allmälig weite Verbreitung. In der Thierwelt erhalten sich die Knorpelfische und Schmelzschupper weiter, während Knochenfische noch fehlen. Dagegen entwickelten sich die Reptilien zu Riesengestalten, auf dem Festlande begann ein immer regeres Leben und eine vielgestaltete Bevölkerung wuchs langsam heran.

An den Meeresufern krochen häßliche „Labyrinthodonten," auch Froschsaurier genannt, plumpe Thiere von der ungefähren Größe eines kräftigen Schweines, in ihrem Körperbau ein Gemisch von Frosch, Schildkröte und Eidechse darstellend. Zahlreiche Spuren ihrer Fährten, die sie in dem weichen Sande des Meeresufers hinterlassen haben, sind erhalten geblieben und zeigen oft einen großen Hinter- und einen kleineren Vorderfuß mit krallentragenden Fingern und abstehenden Daumen. Auch Schädel und Zähne hat man von ihnen gefunden, indessen ist aus diesen kärglichen Ueberresten nicht sicher auf die Gestalt der Thiere zu schließen. Man denkt sich dieselben schwerfällig, mit langem Schwanz und kurzen Beinen ausgestattet und auf dem plumpen Körper einen schlanken Kopf tragend.

Neben den Labyrinthodonten ragen besonders die eigentlichen Reptilien hervor, die Eidechsen oder „Saurier," welche eine abenteuerlich gestaltete Gesellschaft von den riesigsten bis zu den kleineren Arten bilden. Da ist zunächst der „Nothosaurus" oder die Bastardechse, mächtige, mit Ruderfüßen versehene Thiere, deren Schädel bei großen Arten über zwei Fuß lang war und scharf zugespitzte, in besonderen Zahngruben steckende Zähne trug. Indessen wichen die Nothosaurier, welche Aehnlichkeit mit den jetzigen Krokodilen hatten, in ihrer Bauart erheblich ab, und es kommen Arten vor, deren Vorderglieder aus Ruderflossen, während die Hinterglieder aus Schreitbeinen bestehen, sowie auch solche, welche anstatt der Ruderflossen vier Beine besitzen. Hieraus dürfte zu schließen sein, daß sich einzelne Arten allmälig dem Meer- oder dem Landleben anpaßten, und vielleicht sind die Nothosauriden die Urväter der nachfolgenden großen Sauriergesellschaft.

Ein oft genannter Saurier ist der Pfeilzahn oder „Belodon," ein krokodilähnliches, mit kräftigem Panzer versehenes Thier, dessen Kopf die Länge von ungefähr $2^1/_2$ Fuß besaß und dessen ganzer Körper wahrscheinlich über 20 Fuß lang war. Ihn übertraf an Größe noch bedeutend der „Zanclodon," von dem ein kopfloses Skelet im Museum zu Stuttgart aufbewahrt wird. Der mit 5 Zoll langen Krallen bewehrte Fuß des Zanclodon bedeckte eine Bodenfläche von ungefähr 3 Quadratfuß, das ganze Thier war ungefähr 35—40 Fuß lang. Diese wohlgepanzerten, mit langen Fangzähnen ausgerüsteten Riesenreptilien mögen gefräßige Raubthiere gewesen sein und waren ihren Mitgeschöpfen als blutgierige Räuber gewiß höchst gefährlich.

Neben diesen stolzen Riesen tritt uns in der Triaszeit ein kleines, harmloses Thierchen entgegen, von dem bis jetzt nicht mehr als einige Zähnchen und Unterkiefer gefunden wurden, die aber von ungemeiner Wichtigkeit sind. Jene winzigen Zähnchen und die später gefundenen Unterkiefer gaben den kundigen Forschern die Gewißheit, daß bereits

in jener frühen Periode der höchste Typus der Wirbelthiere lebte, nämlich ein kleines Säugethier, dessen Zähnchen auf einen Insectenfresser schließen lassen. Ferner schloß man aus der Beschaffenheit der Zähne und Unterkiefer, daß jenes kleine Säugethierchen, welches man „Microlestes" nannte, zu den Beutelthieren gehörte. Somit war die Entwickelung bereits im Trias bis zu hochstehenden Säugethieren fortgeschritten; allerdings treten uns die ersten ihrer Art als winzige Geschöpfchen entgegen, und so zeigt sich auch hier, daß die Natur stets mit dem Einfachsten beginnt, um stufenweise zum Größeren, zum Vollkommenen vorwärts zu schreiten.

Im nächsten Abschnitt, in der „Jurazeit", entwickelte sich das organische Leben immer vielartiger. In der Pflanzenwelt behaupteten sich die Schachtelhalme und Farne weiter, fanden jedoch in den Sagopalmen und Nadelbäumen gefährliche Rivalen, durch die sie mehr und mehr zurückgedrängt wurden. An sumpfigen Niederungen, feuchten Meeresbuchten und Flußufern wucherten üppige Schachtelhalme und breitblättrige Farnkräuter, auf trockenen, wasserfernen Höhen schossen hochgewachsene Coniferen, Cycadeen und Farne mit mageren, lederartigen Blättern auf und bildeten die damaligen Wälder, die immer noch einen eintönigen Charakter zeigten, da ihnen der abwechselungsvolle Reiz buntblüthiger Blumen noch mangelte.

Mit den Blumen fehlten diejenigen Insecten, deren Dasein zum großen Theil an die süße Spende der duftenden Blüthenkelche geknüpft ist. Keine Biene, keine Wespe summte von Pflanze zu Pflanze, keine Ameise eilte geschäftig auf dem Boden hin und her, kein buntgefiederter Schmetterling tändelte durch die Luft. Dagegen führten die Heuschrecken und Käfer ihren Vernichtungskampf gegen die Pflanzen, riesige Libellen durchschwirrten die Luft, und auch die kleinen Plagegeister der Läuse und Wanzen hatten schon ihre Lebensthätigkeit begonnen, zunächst indem sie auf kleinere Thierchen

Jagd machten. Winzige Pillen- und Pilzkäfer beweisen, daß bereits in der Jurazeit verschiedene Moosarten vorhanden waren, die an den Baumstämmen emporwuchsen und den Waldboden mattenartig überzogen. Dagegen läßt das Fehlen aller jener Insecten, die von Laubwäldern abhängig sind, darauf schließen, daß letztere gleichfalls noch nicht vorhanden waren.

Im Meere bauten die Korallen ihre Riffe geduldig weiter, so daß dieselben allmälig zu Bergen anwuchsen, von denen man viele im Schweizer Jura gefunden hat. Unzählige Stachelhäuter, Muscheln, Schnecken, Kraken und Krebse belebten das Wasser, darunter Belemniten von mehr als Mannes-länge, sowie auch echte Tintenfische. Von den Fischen erreichten die Schmelzschupper und Knorpelfische ihre größte Artenzahl und machten in der Verknöcherung des Skelets bemerkbare Fortschritte. Auch die früher unsymmetrische Schwanzflosse wird gleichlappig, wie bei den meisten der heutigen Fische. Daneben lebten große Haifischarten, die als gefräßige Räuber das Meer unsicher machten, und endlich kommt in dem kleinen, wenige Zoll langen „Leptolepis" der erste wirkliche Knochenfisch zum Vorschein.

Als Tyrannen herrschten im Jurameer gefräßige Saurier, unter ihnen als größter der riesige und furchtbare „Ichthyosaurus" oder Fischdrache, ein Ungethüm von mehr als 30 Fuß Länge mit einem sieben Fuß langen Kopfe, in welchem runde Glotzaugen von der Größe eines Tellers saßen. Dieses merkwürdige Thier war nach dem Ausspruch eines Forschers von der Form eines Schwertwals, besaß die Schnauze eines Delphins, die Zähne eines Krokodils, den Kopf einer Eidechse, die Wirbel eines Fisches, das Brustbein des australischen Schnabelthieres und die breiten Ruderfüße eines Wals. Er war ein gefährliches Raubthier, und seine Nahrung bestand vorwiegend aus Fischen und Kraken, wie aufgefundene Kothballen und halbverdaute Ueberreste im Magen beweisen.

Nicht minder riesige Meeresbewohner waren der „Plesiosaurus“ und der „Teleosaurus,“ von denen der letztere starke Brust- und Rückenpanzer trug und eine Länge von mehr als 20 Fuß erreichte. Seine Glieder bestanden nicht aus Flossen, sondern aus kurzen Beinen, von denen die Hinterfüße bedeutend kräftiger entwickelt waren, als die Vorderfüße. Der Teleosaurus lebte eben so gut im Wasser als auf dem Lande und ging seinem Raubgeschäfte hier wie da nach, obwohl er im Wasser wahrscheinlich behender war. Ein

Plesiosaurus.

räuberischer Tyrann war auch er und suchte seine Speise vorzugsweise unter den Kraken, verschmähte nebenbei als Beigabe aber auch Pflanzenkost nicht, denn in seinem Riesenmagen fand man außer Thierresten auch Spuren von Meertangen. Der dritte jener Meerriesen, der „Plesiosaurus“ oder Schlangendrache, war ebenfalls eine abenteuerliche Thiergestalt. Man verglich den 20 bis 30 Fuß langen Plesiosaurus mit einer durch den Körper einer Schildkröte gezogenen Schlange. Auf dem langen, kräftigen Halse, der

lebhaft an einen Schwanenhals erinnert, saß ein kleiner, schlangenartiger Kopf, während der massige Rumpf vier kräftige Ruderfinnen trug. Der Körper war nach Einigen gänzlich nackt, nach Anderen mit einem Rückenpanzer bekleidet. So durchstreiften die drei riesigen Thiere das Meer, jedes nach seiner Art furchtbar, jedes abenteuerlich gestaltet, und oft spritzten wohl die Wellen bei ihren erbitterten Kämpfen auf, oft brauste das Wasser unter den letzten Zuckungen des unterlegenen Gegners, unter dem hilflosen Sträuben der erfaßten Beute.

Doch die üppigste Lebensentfaltung war bereits vom Meere auf das Festland übergegangen, und waren die Meeressaurier auch riesige Geschöpfe, sie wurden an Körpermassigkeit noch bedeutend durch einzelne Landbewohner übertroffen, durch die „Dinosaurier" oder Schreckensechsen. Fleischklumpen von so riesigem Umfang und scheußlichem Aussehen, wie sie die reichhaltige Ordnung der Schreckensechsen aufweist, hat die Erde nie wieder auf ihrem Rücken getragen, denn nie war die Vorbedingung für die Lebensfähigkeit von Riesenthieren wieder eine so günstige. Die Schreckensechsen waren trotz ihrer entsetzenerregenden Gestalten ziemlich harmlose Pflanzenfresser und nicht wie die Meeressaurier blutgierige Räuber. Es bot ihnen die üppige, saftige Vegetation eine fast unversiegliche Nahrungsquelle, die breitblättrigen Farne wucherten, von keiner Menschenhand in ihrem Wachsthum gehemmt, mit voller Prachtentfaltung aus der jungfräulichen Erde hervor, und die Riesenthiere fanden die Nahrung, welche sie ihrem Körperumfang gemäß in ungeheuren Massen zu sich nehmen mußten, so lange in genügender Menge vor, als sie sich nicht übermäßig vermehrten. Sobald dies jedoch geschah, trat der Kampf um's Dasein in seiner gräßlichsten Form auf; die Wälder wurden durch die riesigen Kostgänger allmälig vernichtet, der Hunger trieb zu gegenseitigem Kampf auf Leben und Tod, überdies stellten blutgierige,

kleinere und gewandte Raubthiere den plumpen Kolossen nach und schließlich ging die ganze Riesengesellschaft infolge ihrer Größe, Plumpheit und Schwerfälligkeit theils durch Nahrungsmangel, theils durch das Uebergewicht der kleinen, gewandten Raubthiere zu Grunde, so daß sich nicht ein einziger Vertreter der stolzen Sippe bis in die Gegenwart erhalten hat.

Brontosaurus.

Der König jener Riesen war der in Nordamerika gefundene „Atlantosaurus," ein Ungeheuer, das eine Höhe bis zu 30 Fuß und eine Länge von über 100 Fuß erreichte. Der massige Körper dieses Thieres ruhte auf vier eidechsenartigen Beinen, deren Oberschenkelknochen am oberen Ende zwei Fuß dick waren und eine Länge von ungefähr 8 Fuß hatten. Das stehende Thier erreichte demnach die Größe eines stattlichen Hauses und jedes einzelne mag dieser Größe entsprechend täglich eine ungeheure Portion Nahrung zu sich genommen und während seiner Lebenszeit umfangreiche Wälder verschlungen haben. Etwas bescheidener, wenn auch immer noch riesig, war die Größe seiner nahen Ver-

wandten, des „Apatosaurus“ und des „Brontosaurus,“ von denen ersterer eine Länge von etwa 60, letzterer eine Länge von ungefähr 50 Fuß erreichte. Nach dem vollständig bekannten Skelet des Brontosaurus hat man versucht, das Thier so zu zeichnen, wie es im Leben ausgesehen haben mag. Der plumpe Körper ruht auf vier kurzen Beinen und endet in einen kräftigen Schwanz, während auf dem langen Halse ein auffallend kleiner Kopf sitzt, dessen verhältnißmäßig winzige Hirngrube auf äußerst geringe Geistesfähigkeiten schließen läßt.

Das Thier war wohl eben so dumm und stumpfsinnig, wie es groß und häßlich war. Dasselbe gilt auch vom „Iguanodon,“ dessen geradezu entsetzenerregende Gestalt auf dem Rücken und Kopf mit kräftigen Schuppen gepanzert war. Die Vorderbeine sind im Verhältniß zu den Hinterbeinen klein und schwach, der Schwanz ist ungemein kräftig entwickelt, was darauf hindeutet, daß der Iguanodon meist auf den Hinterbeinen ging, wozu ihm der Schwanz als Stütze diente. In dieser aufgerichteten Stellung soll das Thier eine Höhe von sieben bis acht Metern erreicht haben. Der Iguanodon mag weniger furchtbar gewesen sein, als sein Aussehen, denn es war ein ziemlich harmloser Pflanzenfresser.

Neben diesen Riesensauriern gab es natürlich auch viele kleine Arten, von denen besonders der gleichfalls aufrecht gehende „Compsognathus“ infolge der Uebereinstimmung seiner Hinterglieder mit denen der Vögel berühmt wurde. Es scheinen überhaupt manche Zeichen mit ziemlicher Bestimmtheit darauf hin zu deuten, daß sich die Vögel durch allmälige Auslese und Weiterentwickelung in Zeiträumen von Jahrtausenden aus den Sauriern oder Eidechsen entwickelt haben. Nicht nur die Eidechsenmerkmale der Urvögel sprechen dafür, sondern auch jenes ungemein wichtige, von Autoritäten anerkannte Naturgesetz, nach welchem jedes Thier als Embryo in seinem fortschreitenden Wachsthum

Iguanodon.

oder seiner Körperentwickelung die hauptsächlichsten Formen durchmacht, welche vor Millionen von Jahren die Urväter seines Stammes zeigten. So ist jedes Thier im Beginn seiner Entwickelung eine einfache Zelle, es wächst zur Zellengemeinde, wird eine mit Flüssigkeit gefüllte kugelige Blase, diese nimmt eine längliche Gestalt an und von da ab, bis wohin sich alle Thiere gleichartig entwickeln, beginnt nun jede einzelne Thierform ihre Weiterausbildung, wobei sich die stufenweise Entwickelung seiner langen Ahnenreihe an den einzelnen Merkmalen abspiegelt. So hat auch das junge, im Ei wachsende Hühnchen zuerst Dinosaurierfüße und aus diesen entsteht erst im Verlauf des weiteren Wachsthums

durch Verschmelzen und auch durch Verkümmern einzelner Knochen der eigentliche Vogelfuß.

Die Saurier gönnten den Vögeln die Ehre nicht, einzig die ersten „Segler der Lüfte" zu sein, sondern sie befreiten ihren Körper schon in früher Zeit von den Fesseln der Erde und schwangen sich kühn hinauf in die luftige Atmosphäre. Freilich brachten sie es noch nicht zu gefiederten Flügeln, sondern sie durchschnitten die Luft mit Hilfe von Flughäuten, die zwischen dem Körper und dem vierten, langen Finger ausgespannt waren und deren kräftige Entwickelung darauf hindeutet, daß die Flugsaurier nicht etwa unbehilfliche schwerfällige Flieger waren, sondern daß sie es in ihrer Kunst bereits zu einer beträchtlichen Vollkommenheit gebracht hatten. Die Anpassung an das Luftleben ging so weit, daß bei einzelnen Arten die Kiefer des großen, langgestreckten Eidechsenkopfes durch einen leichteren Hornschnabel ersetzt und die Knochen hohl und mit Luft gefüllt waren, wie bei unseren heutigen Vögeln. Mit Körperschönheit konnten sich die „Flugsaurier" nicht brüsten, denn sie waren weit häßlicher, als alle anderen der häßlichen Saurierssippe und sie mögen den Vorstellungen, die man sich in der Sage vom Drachen macht, ganz wohl entsprochen haben, während die früher beschriebenen Schreckensechsen als Modelle für Lindwürmer gelten könnten. Die Größe der Flugsaurier war sehr verschieden; es gab solche von der Größe einer Lerche, einer Gans, eines Adlers, aber auch Riesen, deren Flügelspannweite ungefähr 23 Fuß und darüber betragen haben mag. Trotz ihrer Anpassung an das Luftleben können die Flugsaurier nicht als eigentliche Vorfahren der Vögel gelten, sondern sie haben mit letzteren wahrscheinlich nur gemeinsame Stammeltern, von denen aus sich die Flugsaurier nach der einen, die Vögel nach der anderen Richtung weiter entwickelten. Erstere starben aus, letztere entwickelten sich bis in die Jetztzeit zu einer reichhaltigen und schön gestalteten Thiergesellschaft weiter. Zugleich mit den Flugeidechsen tritt

uns im Jura der erste gefiederte Luftsegler entgegen, der vielgenannte „Archaeopteryx“ oder Urvogel, welcher versteinert im Solnhofer Schiefer gefunden wurde und dessen Auffindung seiner Zeit ungemeines Aufsehen erregte. Der Archaeopteryx beweist gleichfalls, daß die Vögel nicht fix und fertig auftraten, sondern sich allmälig aus eidechsenartigen Stammvätern entwickelten. Er gehört einer schon weit entwickelten

Archaeopteryx.

Art an, denn er ist zu drei Vierteln Vogel und zu einem Viertel Reptil. Dieses merkwürdige Mischthier besaß einen Eidechsenschwanz, an dessen Wirbeln die Schwungfedern befestigt waren, Flügel, an denen noch die Finger der vorderen Gliedermaßen sichtbar sind und die vielleicht beim Gehen als Vorderbeine dienten. Die Ober- und Unterkiefer trugen in Höhlen steckende Zähne, was jetzt bei keinem Vogel mehr zu finden ist und auch der Bau des Schädels, des Beckens und der Rippen zeigt Reptiliencharakter. Der

Körper war vielleicht noch nackt und nur am Hals mit einer Federkrause und an den Hinterbeinen mit Federbüscheln bedeckt, während sich die Vorderbeine in Flügel mit Schwungfedern umgewandelt hatten und der Reptilienschwanz Steuerfedern trug. Denkt man sich beigedrucktes Bild des Urvogels in Natur umgesetzt, so wird man kaum sagen, daß der Archaeopteryx durch Schönheit imponiren könnte und ein Papagei oder Gimpel unserer Zeit würde sich stolzmitleidig oder mit Abscheu von seinem Urvater abwenden und wenn er sprechen könnte seine Verwandtschaft mit ihm ganz gewiß energisch in Abrede stellen.

Nach dem Ende des Mittelalters zu, in der sogenannten „Kreidezeit," nimmt die Herrschaft der widerlichen Saurier ihr allmäliges Ende. Einzelne Arten sterben aus oder werden seltener, andere, wie die Flugsaurier, entwickeln sich noch zu einigen Riesenarten, um dann ganz zu verschwinden, ähnlich wie die verlöschende Flamme noch einmal kräftig aufflackert. Dagegen treten einige neue Typen auf den Schauplatz, die sogenannten „Mosasaurier," sowie die Schlangen. Erstere bewohnten das Meer und zeigten in ihrem langgestreckten Körper die verschiedenen Merkmale von Schlangen und Eidechsen vereinigt. Der schlanke Körper erreichte mit dem spitzen, kleinen Kopf eine Länge bis zu etwa 30 Meter und war zur Fortbewegung mit zwei Paar schwachen Ruderfüßen versehen. Ferner traten neue Vogelarten auf, unter ihnen solche von beträchtlicher Größe, die theilweise verkümmerte Flügel aufweisen, daher wahrscheinlich gar nicht, oder nur unbehilflich fliegen konnten und ähnlich wie unser heutiger Strauß auf der Erde lebten. Auch diese Vögel zeigen in ihrem Körperbau noch verschiedene Reptilienmerkmale.

Mächtig entwickelte sich die Pflanzenwelt gegen das Ende des Mittelalters. Die Laubhölzer nahmen immer größere Verbreitung an, neben ihnen entwickelten sich Pflanzen mit farbenprächtigen Blüthen und duftenden Blumen,

welche dem bis dahin eintönigen Moosteppiche farbenreiche Abwechselung verliehen. Mit den Blumen kamen neue Insecten, welche von Blüthe zu Blüthe, von Blume zu Blume flatterten und sich an deren süßer Spende labten. Neben dem eintönigen Gezirp der Insectenpatriarchen erklang das tausendfältige Summen und Brummen der Wespen, Bienen und Fliegen, dazwischen mischte sich wohl auch schon der Laut manches stimmbegabten Urvogels, und auf dem früher stummen Erdrunde begann nach dem farbenfreudigen Entfalten der Blumenwelt ein Stimmengewirr, ein lustiges, fröhliches Leben, gleichwie im lebenshauchenden Frühling, der jetzt langsam über das Erdenrund dahinschreitet. Er leitet uns mit seiner erwachenden Blumen- und Sängerwelt hinüber in die Neuzeit der Erde.

Die „Neuzeit" ist der bedeutungsvollste Abschnitt. In ihr beginnt die Herrschaft der Säugethiere und in ihr tritt schließlich das Menschengeschlecht auf die Bühne seiner Wirksamkeit, seiner mannigfachen Kämpfe und Schicksalsverflechtungen. In ihr tritt uns das Erdenleben begreiflicher, lichter und heller entgegen, in ihr verschwinden nach und nach die Mischcharaktere der Thierarten, die gesammte Lebewelt nähert sich der jetzigen und geht allmälig in diese auf. Furchtbar muß der Kampf ums Dasein vor jener Zeit gewüthet haben, denn eine ganze Lebewelt ist ihm zum Opfer gefallen. Die Meersaurier starben aus und wurden durch Wale ersetzt; die Flugsaurier verschwanden, und die gefiederten Vögel erheben sich zu den Beherrschern der Luft; die Schreckensechsen gingen zu Grunde, und an ihrer Stelle traten vollkommene und mächtige Landsäugethiere die Herrschaft an. Nur einige Ordnungen gehen aus dem Vernichtungskampfe mit einer jungen und vollkommenen Lebewelt unvernichtet, wenn auch geläutert hervor und erhalten ihre Geschlechter bis in die Neuzeit und die Gegenwart. Von den Riesensauriern erhalten sich die Krokodile, neben ihnen die Schlangen, die kleineren Eidechsen und die Schildkröten,

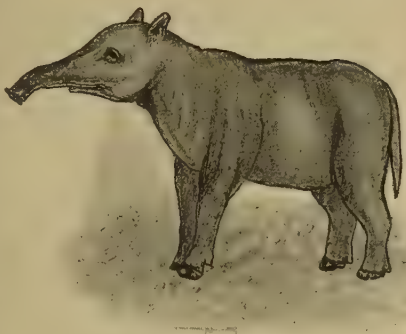
außerdem die zähen Insecten, unter diesen ihr Patriarch, die Küchenschabe, welche bereits in der Steinkohlenzeit erschien, all die Riesengeschlechter entstehen und vergehen sah und sie alle überlebte.

Wäre plötzlich ein Mensch mit unserem Denken und Fühlen in die Jurazeit versetzt worden, hinein in jene eintönige düstere Waldvegetation, hinein in jene schreckenerregende furchtbare Thierwelt der Saurierungethüme, fürwahr, ihn hätte vor diesen Schreckniſſen der Wahnsinn umgarnen müssen. Doch wäre er hiergegen gefeit gewesen, und wäre ein Jahrtausend an seinem Geist vorübergerollt, wie eine Secunde, so daß er die Erdentwickelung blitzschnell verfolgen konnte, ihm wäre leichter und leichter, freudiger und fröhlicher zu Muthe geworden, und staunend hätte er die allmälig fortschreitende Entwicklung der Organismen geschaut; freudig hätte er das Emporkeimen der ersten buntblüthigen Blumen, das Erscheinen der ersten summenden Insecten, der ersten stimmbegabten Vögel begrüßt, und entzückt von dem Geschauten hätte sein Inneres bei Anbruch der Neuzeit wohl aufgejubelt. „Die Welt wird schöner, vollkommener und freundlicher jeden Tag! Es ist offenbar, das Herausbilden des Schönen, des Vollkommenen, des Durchgeisteten ist Streben der Natur, ist Zweck der Schöpfung!“

Und diese Herausbildung schritt in der nächsten Zeit mit gewaltigem Vorwärtsdrängen weiter. Die Wälder zeigten im ersten Abschnitt der Neuzeit, im „Tertiär,“ bereits die größte Mannigfaltigkeit: Mächtige Mammuthbäume ragten nach den Wolken, an knorrigen Eichen und Buchen schlängelte sich grünender Epheu empor, zwischen Pappeln und Weiden streckten einzelne Kirschbäume ihr früchtetragendes Laubgebüsch, und neben diesen hatten sich tropische Palmen und Feigenbäume angesiedelt. Den Boden überzog ein farbenprächtiger Teppich grünender Gräser, Gebüsche und bunter Blumen, zwischen denen tausenderlei

Arten von Insecten emsig krochen und summend schwirrten. Und nun erscheint im Tertiär auch noch als letztentstandenes Insect jenes leichtbeschwingte, fast ätherische Wesen, welches von Blume zu Blume tändelnd im Reich des Lieblichen, Duftenden und Heiterfarbigen träumt und selbst das belebte Symbol des Lieblichzarten, des Heiterfarbigen und Heiterlebigen ist: der zartgebaute Schmetterling. Er ist der höchste, der vollkommenste Ausdruck der Insectenwelt, deren Entwickelung er bis auf etwaige Nachfolger abschließt.

Und nun errangen sich auch die Säugethiere den ihnen gebührenden Platz. Was die kleinen, fast winzigen Beutelthiere als Heroldе in der Triaszeit angekündigt, das erfüllte sich, und die Säugethiere stiegen als Könige des Thierreichs auf. Zunächst ging die Entwickelung der kleinen Beutelthierchen von der Triaszeit weiter durch die Jura- und Kreidezeit, fortlaufend zu immer vollkommeneren Wesen ansteigend, bis sie in der Tertiärzeit bei den höheren Säugethieren anlangte. Erwähnenswerth ist von diesen besonders das „Paläotherium," welches einem Tapir ähnlich gewesen sein mag, in seinem Körperbau indessen neben den Merkmalen des Tapir auch solche vom Pferd und Nashorn vereinigte. Das Paläotherium war ein Pflanzenfresser und lebte wahrscheinlich in Heerden vereinigt. Man kennt verschiedene Arten,



Paläotherium.

die in ihrer Größe zwischen derjenigen einer Katze und eines kräftigen Schweines schwanken.

Von Interesse ist auch das „Anoplotherium," dessen Gestalt an die eines Pferdes erinnert, wogegen der Knochenbau mehr Aehnlichkeit mit dem der Wiederkäuer hat und eine Mischung von Wiederkäuern und Schweinsmerkmalen zeigt. Man betrachtet das Anoplotherium als den Urahnen des heutigen Rindes. Mit ihm verwandt waren die „Xiphodonten," behende, schlanke Thiere von gazellenartiger Gestalt und der ungefähren Größe der Gemsen. Die Füße dieser und noch anderer Thiergattungen bestanden entweder aus drei oder zwei Zehen; indessen besitzen einige Arten Andeutungen von weiteren, im Laufe der Entwickelung allmälig verkümmerten Zehen, sogenannten Rudimenten, woraus zu schließen ist, daß ihre Stammväter mehr Zehen besaßen. Durch weitere Umgestaltung der Körperformen gingen aus jenen fossilen Thieren nach und nach die noch jetzt lebenden Gattungen hervor. So z. B. führt die Ahnenreihe unserer heutigen Pferde wahrscheinlich bis auf das Paläotherium zurück. Dieses besaß noch eine plumpe, wenig behende Gestalt und Füße mit je drei Zehen, von denen die Vorderzehen kräftiger entwickelt waren als die seitlichen. Bei seinem Nachfolger, dem „Anchitherium," waren die zwei seitlichen Zehen bedeutend schwächer entwickelt, so daß sie den Boden nur noch wenig berührten, wogegen die Vorderzehe viel kräftiger gebaut war. Auch der übrige Körper zeigte bereits einen schlankeren Bau. Noch mehr verkümmert sind die zwei seitlichen Zehen beim später auftretenden „Hipparion," dem Pferdethiere, das nur noch mit der Vorderzehe auftritt, die sich nun in einen Huf verwandelt hat. Beim Pferde endlich sind die seitlichen Zehen als solche gänzlich verschwunden und nur noch als Rudimente am Skelet nachweisbar. Ebenso, wie sich in diesem Falle die Füße umgestalteten, gestaltete sich der übrige Körperbau um, und so entstanden in langen Zeiträumen ganz anders gebaute Thiere.

Anoplotherium.

Es würde zu weit führen, alle die Säugethiere aufzuzählen, welche im Fortlauf der weiteren Entwickelung auftreten. Deshalb will ich nur noch einige der bekanntesten und oft genannten erwähnen.

Als viel umstrittenes Thier erscheint bereits im frühen Tertiär der erste Affe, „Cänopithecus" genannt, dessen so frühe Existenz eine Zeitlang bestritten wurde, jetzt, nach dem Funde eines Oberkiefers und nach genauer Prüfung desselben indessen nicht mehr zu leugnen ist. Dieser fossile Affe scheint die Merkmale der amerikanischen Brüllaffen und der afrikanischen Halbaffen zu vereinigen und ist möglicherweise die Stammform der jetzt lebenden Arten. Im jüngeren Tertiär kommen weitere Affenarten vor, darunter solche von größerer Menschenähnlichkeit als die jetzt lebenden. So z. B. der „Dryopithecus," dessen zuerst gefundene Backenzähne anfangs von wissenschaftlichen Autoritäten für Menschenzähne gehalten wurden, ein Irrthum, der sich erst nach der Prüfung des später gefundenen Unterkiefers aufklärte.

In der jüngeren Tertiärzeit lebte auch jener berühmte Riesensalamander, dessen Knochen vom Züricher Professor Scheuchzer für das Skelet eines Sündfluthmenschen angesehen und „als ein recht seltenes Denkmal jenes verfluchten Menschengeschlechtes der ersten Welt" beschrieben wurden.

Außerdem lebten große Flußpferde, sowie schweineartige Hufthiere, von denen z. B. das „Anthracotherium" die Gestalt eines Wildschweines und die Größe eines Ochsen besaß. Auch die Wiederkäuer treten vielseitiger auf und entwickeln sich von hirschähnlichen Thieren ohne Geweih zu geweihtragenden Hirschen, von denen sich die Antilopen abzweigten, welche die Stammväter der Ziegen, Schafe und Rinder sind. Unter den Raubthieren des jüngeren Tertiär ragte besonders der „Machairodus" oder Dolchzahn hervor, dessen furchtbare Bewaffnung und riesige Körperstärke die der jetzigen Löwen und Tiger weit übertraf. Neben ihm lebten Zibetkatzen und Hyänen, sowie andere Fleischfresser, die eine Mischung von Hunde- und Bärenmerkmalen zeigen.

Vielgenannt werden die jung-tertiären Rüsselthiere, unter denen sich Riesen befanden, die unsere jetzigen Elephanten an Körpergröße beträchtlich überragten. Der gewaltigste unter ihnen und zugleich das größte Landsäugethier war jedenfalls das „Dinotherium" oder Schreckensthier, dessen Schädel eine Länge von $3^1/_2$ Fuß und eine Breite von 2 Fuß erreichte, das an Größe also alle bekannten Elephantenarten übertraf. Früher hielt man dieses Riesenthier für einen Wasserbewohner, der neuere Fund eines vollständigen Skelets erbrachte jedoch den Beweis, daß das Dinotherium ein pflanzenfressender Landbewohner von der ungefähren Gestalt eines riesigen Elephanten war, mit dem Unterschiede, daß die Elfenbeinstoßzähne nicht gebogen nach vorne gerichtet waren, sondern nach unten in dem abwärts gekrümmten Unterkiefer saßen. Eine kleinere Art von der Größe und dem Aussehen unserer Elephanten war das „Mastodon," das sich von ersteren hauptsächlich durch den

Bau des Schädels und der Zähne unterscheidet, im übrigen aber als Stammform der Elephanten gelten kann. Abweichend von letzteren besaßen die älteren Arten des Mastodon vier Stoßzähne, je zwei große am Oberkiefer und zwei kleinere am Unterkiefer. Die eigentlichen Elephanten kamen erst am Ende des Tertiär zur Entwickelung.

Dinotherium, das Schreckensthier.

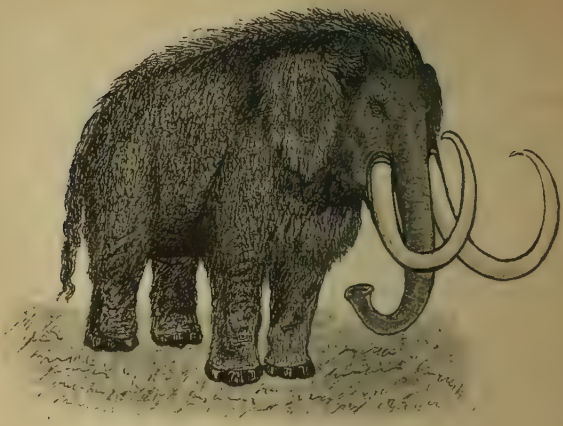
Die Pflanzenwelt der Tertiärzeit, aus welcher später mächtige Braunkohlenlager entstanden, zeigt einen merkwürdig gemischten Charakter, indem neben Eichen, Buchen, Weiden, Pappeln, Linden, Erlen, Birken und dergleichen auch Fächer- und Fliederpalmen, Lorbeer-, Feigen-, Zimmet- und andere Bäume gediehen, die auf ein warmes Klima schließen lassen. Ebenso scheinen die Blüthezeiten der Pflanzen den jetzigen Verhältnissen nicht zu entsprechen, wie überhaupt in dieser Hinsicht manches räthselhaft ist und noch nicht vollständig

aufgeklärt wurde. Besonders schwer erklärlich ist das fortwährende Schwanken der Temperatur, das bald erhebliche Wärme, bald Kälte errathen läßt, indem in der einen Zeit ein Erdtheil tropische Vegetation aufweist, in der anderen Spuren von Eis und Kälte trägt. Dieses Abwechseln hat gewisse Aehnlichkeit mit dem fortwährenden Wechsel von Meer und Festland, der durch alle Zeiten fortdauerte und auch in der Tertiärzeit nicht ruhte. Außerdem deuten verschiedene Vorkommnisse auf mächtige vulkanische Erscheinungen hin, und auch durch das Zusammenziehen und die dadurch entstehende Faltelung der Erdrinde ging das Bilden und Erhöhen der Gebirge im Tertiär ohne Unterbrechung weiter, wogegen Wasser und Luft andererseits wieder mit der Abtragung der Gebirge durch Verwittern und Abnagen beschäftigt waren. Durch diese Arbeit des glühendflüssigen Erdinnern, der Atmosphäre und des Wassers, die bis in die Gegenwart fortdauerte und noch nicht beendigt ist, erhielt endlich die Erdoberfläche ihre jetzige Gestalt.

Vorher machte sie aber in der folgenden Periode, der „Diluvialzeit," auch „Quartärzeit" genannt, noch eine tief einschneidende Wandelung durch, indem an Stelle der früher üppigen, theilweise tropischen Vegetation ein lebenstödtender Eismantel den nordischen Erdtheil überzog und einen großen Theil Europas, Nordamerikas und Nordasiens in seine erstarrenden Falten hüllte. Stumme Zeugen dieser Eiszeit sind die erratischen Blöcke, die weitverbreiteten Gletschermoränen und noch erkennbare Erdabschürfungen, welche die mächtigen Findlingsblöcke während ihrer weiten Reise mit dem Gletscherstrome in die Erdoberfläche einschrammten. Ueber die Ursache der Vereisung gehen die Meinungen weit auseinander, und die Forschung über diesen interessanten Gegenstand ist noch nicht abgeschlossen. Genaue Untersuchungen haben bisher ergeben, daß während der Quartärzeit die Vereisung zweimal erfolgte. Zunächst breiteten sich mächtige Gletscher bis tief in die Ebenen und Thäler aus

und füllten diese mit mächtigen, oft mehrere tausend Fuß dicken Eisschichten, die mit den Gletscherströmen anderer Berge zusammentrafen, so daß sich über ganze Landstrecken ein undurchdringlicher Eismantel lagerte. Früher nahm man als Ursache dieser räthselhaften Gletscherbildung eine enorme Kälte an. Jetzt läßt man diese Ansicht theilweise fallen und sucht die Ursache in einem feuchten Klima und einer geringen Temperaturerniedrigung von 4 bis 6 Grad, die nach der Meinung einiger Forscher bei fortdauernder Feuchtigkeit und dem entsprechender Niederschlagsmenge genügen würde, um abermals eine allgemeine Vergletscherung des Nordens herbeizuführen. Nach der ersten Vergletscherung trat ein Klimawechsel ein, die Gletscher zogen sich langsam aus den Thälern zurück und diese brachten wieder grünende Vegetation hervor. Nach einer Zwischenzeit, die man auf 6—8000 Jahre schätzt, rückten die Gletscher wieder in die Ebenen vor, um sich nach längerer Zeit abermals bis auf die höchsten Bergspitzen zurückzuziehen, wo noch jetzt ihre blinkenden Eismäntel in die Wolken ragen.

Die Eiszeit liegt nicht allzuweit zurück, und das Menschengeschlecht war Zeuge derselben. Denn endlich erscheint nun auch das gewaltigste und vollkommenste Wesen, das je über die Erde dahin schritt, der geistesmächtige, alle anderen Geschöpfe beherrschende und selbst die Natur meisternde Mensch. Sein erstes Auftreten fällt wahrscheinlich schon in das Ende der Tertiärzeit, und vielleicht war er schon vorhanden, als der Himalaya, der Kaukasus und die Alpen zur letzten gewaltigen Höhe emporstiegen und ihre Häupter zu den Wolken erhoben. Allerdings trennt die Menschen jener Zeit ein weitklaffender Abgrund von den heutigen Culturmenschen und beide sind ebenso wenig zu vergleichen, wie der geistesschwache Buschmann mit einem europäischen Philosophen. Auch die geistige Schärfe seines Verstandes, auch die Cultureigenschaften mußte sich das Menschengeschlecht erst im allmäligen Entwicklungsgange erwerben, und Rassen,



Mammuthelephant.

welche die nöthige Entwicklungsfähigkeit nicht besaßen, fegte der Kampf ums Dasein hinweg.

Das Wüthen dieses furchtbaren Kampfes sehen wir noch heutigen Tages: die einst so zahlreiche Indianerrasse besaß die Fähigkeit nicht, mit der fortschreitenden Cultur, mit der Vervollkommnung der weißen Rasse Schritt zu halten, und sie unterlag, sie geht ihrem Untergang und baldigen Aussterben entgegen; ebenso andere uncivilisirte Rassen.

Die mit den Urmenschen lebenden Thiere näherten sich in ihren Formen immer mehr den jetzigen und gingen allmälig in diese auf. Von den verschiedenen Elephantenarten hat besonders der „Mammuthelephant" Berühmtheit erlangt. Derselbe war mit großen, nach oben gebogenen Elfenbeinstoßzähnen ausgestattet und entgegen seinen heutigen Verwandten mit einem dicken Pelz bedeckt, der am Halse als Mähne herunterhing. Dieser schützende Pelz war ihm

von der Natur nicht ohne Ursache verliehen, er kam ihm sehr zu Statten, denn das Mammuth bewohnte den kalten Norden, hauptsächlich Sibirien und während der kälteren Eiszeit auch Nordeuropa. Ebenso war auch das mit ihm lebende gewaltige Rhinoceros, dessen auf der Nase sitzende Stoßhörner 3 Fuß lang wurden, mit einem dichten Pelze bekleidet. Neben diesen lebten noch über 10 Fuß hohe Riesenhirsche mit mächtigen Geweihen, deren Enden bis zu 12 Fuß auseinanderstanden, ferner Pferde, Auerochsen, Rennthiere u. s. w. Unter den Raubthieren waren besonders häufig die furchtbaren Höhlenbären, die eine Länge bis zu 20 Fuß und eine Höhe bis zu $4^1/_2$ Fuß erreichten. Ebenso gefährlich war der gewaltige Höhlenlöwe, der die jetzigen Löwen an Größe und Stärke weit übertraf; auch große Tiger machten Jagd auf kleinere Thiere, und gefräßige Hyänen durchstreiften die mächtigen Urwälder. Neben diesen Gewaltigen lebten noch viele kleinere Thiere, die alle aufzuzählen zu weit führen würde.

Die hereinbrechende Eiszeit blieb selbstverständlich nicht ohne Einwirkung auf die Thier- und Pflanzenwelt. Letztere nahm da, wo die Gletscher vordrangen, einen nordischen und alpinen Charakter an, und diejenigen Thiere, welche im kalten Klima nicht zu leben vermochten, wurden durch den Eisstrom allmälig nach den wärmeren Erdtheilen gedrängt, oder sie gingen zu Grunde. Viele, die jetzt nicht mehr bei uns leben, mögen damals über die wahrscheinlich noch bestehende Landbrücke über Gibraltar nach Afrika ausgewandert sein, andere Arten starben aus, und noch andere paßten sich den Verhältnissen an. Während des Höhepunktes der Vergletscherung überzog ganz Nordeuropa bis in die Alpenkette eine öde, blinkende Eiskruste, welche Thäler, Flüsse und Meere ausfüllte, und aus der nur einzelne hohe Bergspitzen mit krüppelhaftem Pflanzenwuchs gleich Inseln oder Oasen hervorragten. In dieser unwirthlichen Einöde vermochten nur polarbewohnende Thiere zu existiren, deren

Lebensweise dem kalten Klima angepaßt war. Als nun das Eis zu schmelzen begann und die Gletscherströme sich aus den Thälern und Niederungen zurückzogen, folgten diese Thiere nach und wanderten theils in die Polarzone aus, theils stiegen sie an den noch immer mit Eis bedeckten Bergen der Alpenkette in die Höhe. So erklärt sich die merkwürdige Aehnlichkeit vieler Alpenbewohner mit Bewohnern der Polarländer. Die Einwirkung der Eiszeit ist überhaupt Ursache, daß in verhältnißmäßig kurzer Zeit der Charakter der europäischen Thier- und Pflanzenwelt eine durchgreifende Wandlung erfuhr. Die tropischen Pflanzen verschwanden und mit ihnen viele Thierarten.

Auch auf das Menschengeschlecht wirkte die Eiszeit ohne Zweifel verändernd und vervollkommnend. Der hereinbrechende Klimawechsel, die vorrückenden Eisströme und das damit verbundene Aussterben der üppigen Vegetation, sowie das Auswandern der jagdbaren Thiere mußte für die Menschen nothwendig eine Reihe bisher unbekannter Bedrängnisse und Sorgen mit sich bringen. Die Kälte machte künstlichen Körperschutz, die selten gewordene Nahrung rege Thätigkeit zur Beschaffung der täglichen Kost nöthig, beides erforderte Anspannung der noch schwachen Geisteskräfte, die Menschen wurden infolge der Noth erfinderisch, die Sinne schärften sich, und der Verstand begann seine Macht allmälig zu entfalten. Das vorrückende Eis zwang zur Auswanderung, zu Kämpfen mit benachbarten Menschen und vielen unbekannten Gefahren. Auf diesen Wanderungen schlossen sich einzelne Familien enger an einander, sie bildeten Stämme und Gemeinwesen, welche unter der Führung eines besonders begabten Individuums den Gefahren kräftiger trotzten, als Einzellebende. Das gemeinsame Zusammenschließen vieler Einzelnen hatte einen unschätzbaren Vorgang zur Folge: das Herausbilden unseres größten Gutes, der wortreichen, wohlgegliederten Sprache, die endlich die Grundlage der erstaunlich hohen Civilisation des Menschengeschlechtes wurde.

Die Erde ist alt geworden, sie hat viele Falten bekommen, die uns als mächtige Gebirgszüge entgegentreten, und doch steht sie noch in voller Schaffensfreudigkeit. Sie entwickelt sich mit ihren Organismen ruhig weiter, denn die Natur kennt keinen Stillstand, und auch das Menschengeschlecht wird nicht auf der jetzigen Entwickelungsstufe stehen bleiben. In hundertausend Jahren sind wir vielleicht Fossilien, auf die unsere Nachkommen mitleidig herunterblicken. Das ganze Entwicklungsbild hat uns gezeigt, daß die Schöpfung immer schöner, immer vollkommener wurde, daß, um mit einem Philosophen zu reden, der Zweck des Werdens die Herausbildung des Stoffes zur durchgeisteten Form, zum göttlichen Geiste ist. Auch das Menschengeschlecht wird schöner, gesitteter und edler werden. Der Barbarismus, der ihm theilweise noch anhaftet, wird allmälig verschwinden, und es wird ein Geschlecht kommen, das nur noch den friedlichen Wettkampf der Arbeit, die unblutigen Waffen des Geistes und das erhabene Gesetz wahrer Sittlichkeit und reiner, selbstloser Humanität kennt.

# Gesund werden und gesund bleiben.

Neuere Grundsätze der Gesundheitspflege nach Kneipp.

Von M. Halbe.

Man wird nicht bezweifeln können, daß wir Culturmenschen von heute uns in einer Zeit sinkenden Gesundheitsstandes und abnehmender Lebenskraft befinden.

Die alten Voraussetzungen für eine naturgemäße Lebensweise sind geschwunden. Man klagt über die gesteigerte Zahl der Vererbungskrankheiten, Schwindsucht, Krebs, der

Nervenleiden mannigfaltigster Art. Dazu kommt die ungeheure Menge aller Blutarmen und Nervösen, aller Schwächlinge und Kränklichen, bei denen die alte Wissenschaft, die Medicin in ihrer bisherigen Form mit ihren Pillen und Mixturen und ätzenden Giften und mit ihren Theilwirkungen an Stelle einer gesammtorganischen Behandlung sich als Stückwerk erweist oder ganz versagt. Der Menschen- und Volksfreund schaut mit trüben Blicken in die Zukunft. Wird es möglich sein, neue Grundlagen und Voraussetzungen einer naturgemäßen Lebensweise zu finden, angepaßt und festgefügt, um auch dem Ansturm eines bewegteren Daseins Widerstand zu leisten? Wird es möglich sein, eine neuere medicinische Wissenschaft zu begründen, welche die Heilung der Krankheiten von ihrer Wurzel aus in Angriff nimmt und, von hier aus vorschreitend, allmälig auch die Einzelerscheinungen beseitigt, nicht aber umgekehrt den letzteren zu Leibe geht, ohne die Quelle, daraus sie alle fließen, zu verstopfen? Mit einem Wort, wird die Zukunft wieder ein kraftvolleres Geschlecht sehen, welches sich den köstlichsten Schatz der Vergangenheit, die Gesundheit, wieder erworben hat und sich nun bewußt, im Besitze dessen erhält, was der Vergangenheit wie von selbst und unbewußt erblüht war?

In dieser Krisis scheint die Gesundheitslehre des Pfarrers Sebastian Kneipp berufen, einen wichtigen Beitrag zur glücklichen Lösung der oben aufgeworfenen Frage zu liefern. Kneipp's Buch „Meine Wassercur, durch mehr als 30 Jahre erprobt" hat seit seinem Erscheinen im October 1886 31 Auflagen erlebt, davon 20 seit noch nicht 2 Jahren. Im Jahre 1889 hat er diesem ersten ein zweites Buch folgen lassen, „So sollt ihr leben, ein Rathgeber für Gesunde und Kranke zu einer naturgemäßen Lebensweise und Heilmethode." Auch dieses Werk liegt bereits in zwölfter Auflage vor. Ueber alle diese äußeren Umstände, sowie über die Person des Pfarrers Kneipp und sonstiges Wissenswerthe gibt eine gratis und franco zu beziehende „Kneippbroschüre"

des Joh. Kösel'schen Verlags in Kempten ausführliche Auskunft. Wir können hierüber also schnell hinweggehen und uns gleich mit den Grundelementen des Verfahrens selbst bekannt machen.

Was ist Krankheit? so fragt Kneipp im Eingange seiner Wassercur und er beantwortet diese Frage mit dem grundlegenden Satze, daß alle Krankheiten, wie immer sie genannt sein mögen, ihre Entstehungsursache im Blute haben, sei dieses nun in seiner geordneten Circulation gestört oder sei es in seiner Zusammensetzung durch schlechte Säfte verdorben.

Wir haben in dieser Aufstellung das Fundament des Kneipp'schen Heilverfahrens vor uns, und dieses Fundament ist geeignet, uns gleich zu Beginn durch seine Solidität mit allem Vertrauen zu erfüllen. Denn wenn irgendwo, so gilt für die Heilkunde der Grundsatz: Je einfacher und uncomplicirter die allgemeinen grundlegenden Voraussetzungen, desto einfacher und sicherer auch die daraus sich ergebenden Resultate, desto schneller und zuverlässiger also der Heilerfolg.

Aus dem Blute also, richtiger aus Störungen des Blutes, entstammen alle Krankheiten. Es gibt keine Leiden, als solche des Blutes. Denn das Blut besorgt die Ernährung des gesammten Organismus und jedes Theiles desselben. Wo also ein Zuviel oder Zuwenig im Tempo des Blutumlaufs oder wo ein Eindringen fremdartiger Elemente in das Blut stattfindet, überall da muß sich eine Störung im Gleichgewicht der einzelnen Organe und des Gesammtorganismus herausstellen. Dies nennen wir Krankheit.

Wir unterscheiden demnach vor Allem zwei Arten von Krankheitserscheinungen, die freilich vielfach in einander überlaufen, einmal solche, welche auf Störungen des Blutkreislaufs, und zweitens solche, welche auf Störungen der Blutzusammensetzung beruhen. Die ersteren werden vorwiegend, wohlgemerkt nur vorwiegend, an den Einzelorganen,

die letzteren vorwiegend in Depressionen des Gesammtorganismus auftreten.

Ebenso einfach wie diese Voraussetzungen sind naturgemäß die Folgerungen, welche Kneipp aus ihnen für das zu beobachtende Verfahren ableitet. Entsprechend den aufgeführten zwei Arten von Krankheitsformen weist er der Heilung nur die beiden Aufgaben zu, entweder das ungeordnet circulirende Blut wieder zum normalen Lauf zurückzuführen oder aber die verdorbenen Säfte aus dem Blute auszuscheiden, und so in beiden Fällen die Hebung der Blutstörungen und damit die Gesundung des Körpers herbeizuführen.

Welches ist nun das Radicalmittel, das Kneipp allen diesen Blutunregelmäßigkeiten, genannt Krankheiten, entgegengesetzt als einen schier unerschöpflichen Born an Heilkraft? Wie ihm das ungeregelte oder verdorbene Blut der Sitz alles Uebels ist, so ist ihm das klare Wasser, sei es nun warm oder kalt, obwohl er dem letzteren den Vorzug gibt, der Born aller Heilung.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die Vorgänger Kneipp's in der Anwendung des Wassers für Heilzwecke aufzuführen und prüfend die Eigenverdienste der Kneipp'schen Wassercur von denen der früheren Wassermethoden abzusondern. Es mag die Feststellung genügen, daß es Kneipp gelungen ist, auch die bereits überkommenen und von ihm nur acceptirten Anwendungen gleichsam mit seinem Geiste zu durchtränken und umzuprägen, so daß sie nun gemeinsam mit dem von ihm selbsteigen gefundenen ein einheitliches und festgefügtes System bilden. Ein System, dessen treibende Kraft das Wasser abgibt und welches, trotz aller Einheit in seinen Grundelementen, doch wieder ausgiebigen Spielraum für die mannigfachste und vielseitigste Anwendung nicht nur zuläßt, sondern sogar fordert und bedingt. Gerade auf diese letztere Eigenschaft des Verfahrens, auf seine Vielseitigkeit, müssen wir mit Kneipp ein besonderes Gewicht legen.

Darum mißbilligt er die in den bestehenden Wasserheilanstalten üblichen Anwendungen oft als zu stark und zu einseitig und findet, daß hier häufig viel zu wenig zwischen den einzelnen Patienten und ihrer mehr oder minder eingesessenen Krankheit unterschieden wird. Auch die folgende Uebersicht über die hauptsächlichsten Anwendungen der Kneipp'schen Wassercur wird Zeugniß ablegen für das Bestreben Kneipps, innerhalb der Einheitlichkeit seines Systems nach Möglichkeit zu individualisiren. Vorher noch ein Wort über die Allgemeinwirkungen überhaupt, welche Kneipp dem Wasser als Heilmittel zuschreibt.

Das Wasser besitzt die dreifache Eigenschaft, aufzulösen, auszuscheiden, zu kräftigen.

Gegen Krankheiten angewendet, ist es daher im Stande, die Krankheitsstoffe im Blute aufzulösen, sie, sobald sie aufgelöst sind, auszuscheiden, das neugereinigte Blut in die richtige Circulation zu bringen, endlich den geschwächten Organismus wieder zu stählen und zu kräftigen. Wenn nun in diesen Vorgängen der gesammte Verlauf einer jeden Heilung von ihrem Beginn bis zu ihrem Abschluß enthalten ist, so kann zufolge dessen Kneipp den Grundsatz aufstellen: Das Wasser heilt alle überhaupt heilbaren Krankheiten.

Diesem großen Endzwecke wird das Wasser in folgenden Anwendungen dienstbar gemacht.

I. Aufschläger. Ein größeres, grobes Leinentuch wird mehrfach zusammengelegt, in kaltes, auch warmes Wasser getaucht, gehörig ausgewunden, dem Patienten auf den bloßen Körper gebreitet und dann durch eine tüchtige Wolldecke, sowie darüber gelegtes Federbett luftdicht abgeschlossen. Auf das Letztere ist Nachdruck zu legen, da sonst leicht Erkältungen eintreten können. Die Anwendung erfordert also in jedem Falle das Bett. Sie wird verabreicht als Oberaufschläger, vom Halse hinunter über die Brust und den ganzen Unterleib, oder als Unteraufschläger, vom letzten

Halswirbel an die ganze Wirbelsäule hinunter bis zu den Hüften, oder als Auflage auf den Unterleib allein. Letztere, welche Blutandrang von Brust und Herz ableitet, wirkt auch wie der Oberaufschläger gegen Unterleib- und Magenbeläſtigungen. Der Unteraufschläger wird verwendet gegen die mannigfaltigsten Rückenbeschwerden, Hexenschuß u. s. w., ferner bei Fieberhitze und Blutstauungen, wo er sich auch mit dem Oberaufschläger zu gemeinsamer Arbeit verbinden kann. Die Dauer der Anwendung bei den Aufschlägern beträgt im Allgemeinen $^3/_4$—1 Stunde.

II. Bäder. Dieselben können im Allgemeinen kalt und warm und für Kranke, sowie für Gesunde verwandt werden.

In letzteren Anwendungen berühren wir bereits das zweite Hauptgebiet des Kneipp'schen Systems, welches sich mit der Erhaltung der Gesundheit beschäftigt und uns nach Erledigung des ersten Theils, wie heilt man Krankheiten, in einem zweiten Aufsatz noch Gelegenheit zu einigen Ausführungen geben wird.

Die Bäder zerfallen in Theil- und Vollbäder. Erstere erstrecken sich auf Einzeltheile des Organismus und kommen naturgemäß vorwiegend bei Erkrankungen dieser Theile, sowie zur einfachen Kräftigung derselben im gesunden Zustande zur Verwendung, daneben dienen sie bei Reizzuständen als Blutableitungsmittel von anderen krankhaft afficirten Organen.

Wir haben hier vor allem die Fußbäder mit ihren wohlthätigen Wirkungen auf Kopf und Brust und überhaupt bei Störungen im Blutumlauf, ferner in allen Fällen, wo die Fußsäfte zu Krankheit und Fäulniß, zu Rheumatismus und Gicht neigen. Hier werden sie gewöhnlich warm verabreicht, als Abguß von gesottenen Heublumen oder Haferstroh in der Wärme von 25—26° R. Personen mit Krampfadern sollen dieselben nur bis zu den beginnenden Waden und nicht über 25° nehmen.

Als Ueberleitung von den Theilbädern zu den Vollbädern sind zu nennen die Halb- und Sitzbäder, sie erstrecken sich insbesondere auf den Unterleib, meist mit Einschluß der unteren Extremitäten, und dienen, außer zur allgemeinen Kräftigung und Abhärtung, als unübertreffliche Specialanwendungen für den Unterleib. Sie werden gewöhnlich kalt verabreicht, in der Dauer von $^1/_2$—3 Minuten, kommen aber auch warm vor, in Verbindung mit Kräutern, als Zinnkraut-, Haferstroh-, Heublumensitzbäder, wöchentlich höchstens 2—3mal, bis zu $^1/_4$ Stunde, gegen alle Gicht-, Nieren- und Darmleiden, Hämorrhoiden u. s. w.

Die wichtigste Stelle unter den Bädern nehmen die Vollbäder ein, welche als kalte Vollbäder (für Kranke) ihre Hauptanwendung bei den sogenannten hitzigen Krankheiten finden, d. h. bei allen Krankheiten, welche von heftigen Fiebererscheinungen eingeleitet oder begleitet werden. Kneipp wendet sich mit Entschiedenheit gegen alle die modernen Fieberarzneien, Chinin, Antipyrin, Antifebrin u. s. w. und schreibt ihnen im besten Falle eine aufschiebende, niemals aber eine heilende Wirkung zu. Direct verwerflich erscheinen ihm die künstlichen Berauschungsmittel, Morphiumeinspritzungen u. dgl., wobei ihm die Zustimmung aller natürlich Denkenden und Empfindenden sicher sein wird. Denn selbst gesetzt, es gelingt, mit solchen Kunstmitteln die Fieberhitze für einen Moment zu dämpfen — muß nicht das mehr oder minder scharfe Gift, das sie enthalten, den schädlichsten Einfluß auf den sowieso schon geschwächten Organismus haben? So überwindet der Kranke vielleicht das Fieber, um dann nur um so sicherer das Opfer der dem Gift nachfolgenden Schwäche zu werden. Derartige Zufluchtsmittel haben also keinen Platz in Kneipp's Methode. Gegen Feuer und Brand hilft nur Löschen, sagt er, und das Löschen wird mit Wasser besorgt, am gründlichsten durch das Vollbad.

Selbst, wo Alles in hellen Flammen steht, wird das kalte Vollbad Herr des Feuers werden, wenn es nur früh

genug angewendet und bei jedem neuen Aufflackern der Hitze und Bangigkeit erneuert wird. Im dritten Theil seiner „Wassercur" führt Kneipp eine Menge von Typhusfällen vor, die auf diese Weise schnell und leicht geheilt wurden. Uebrigens wird dieses Verfahren gerade bei Typhus heute auch von Aerzten gebilligt und angewandt, und Kneipp kann sich, angesichts der von ihm damit erzielten Erfolge, allerdings mit Recht wundern, daß es nicht noch allgemeiner verbreitet und auch auf die anderen Fieberkrankheiten ausgedehnt wird.

Im Gegensatz zum kalten Vollbad verfolgt das warme Vollbad umgekehrt den Zweck, bei Kranken durch Zufuhr von Wärme die Körperwärme zu erhöhen, danach auch die Auflösung und Ausleitung krankhafter Stoffe aus dem Gesammtorganismus zu besorgen. Im letzteren Falle wird es wieder in Verbindung mit Heublumen, Haferstroh oder Fichtenreisern verabfolgt.

Was die Vollbäder für Gesunde anbetrifft, so gibt Kneipp hier den kalten Vollbädern den Vorzug. Doch weicht er in der Ausführung dieser Vorschrift erheblich von der sonst üblichen Praxis ab. Tüchtigen Schwimmern will er zwar den Aufenthalt im Wasser nicht beschränken, da sie durch die starke Bewegung und durch kräftige Nahrung nach dem Bade sehr bald die verloren gegangene Naturwärme ersetzen können. Was aber robusten Naturen leicht zu überwinden, eben dies kann Schwächeren und Nichtschwimmern gradezu verderblich werden. Kneipp verwirft daher das unnütze Herumkriechen im Wasser, welches eher ein Bademartyrium zu nennen, und schreibt als längste Dauer des kalten Vollbades, sei es für Gesunde, sei es für Kranke, 3 Minuten vor. Je kürzer das Bad, desto besser die Wirkung. Lange Bäder stärken nicht — sie machen schlaff. Sie nähren nicht — sie zehren.

Das warme Vollbad verschreibt Kneipp Gesunden nur da, wo es sich um jüngere oder schon bejahrte Personen von

schwächlicher Constitution handelt, insbesondere aber Frauen. Dauer eines solchen Bades von 28° 25—30 Minuten. Als Zusatz sind wieder die bekannten Kräuter oder auch Fichtenreiser zu empfehlen.

III. Dämpfe. Auch die Dämpfe sollen, wie alle Anwendungen der Kneipp'schen Cur, möglichst in der gelindesten Form wirken. Werden sie richtig und vorsichtig gehandhabt, so sind sie nicht nur ungefährlich, sondern tragen ihr gutes Theil zur Erzielung eines durchgreifenden Heilerfolges bei. Das warme Wasser, speciell der Dampf, hat die vorbereitende Aufgabe, die Auf- und Auslösung krankhafter Stoffe aus dem Organismus zu bewirken, in allen Fällen, wo die kalten Anwendungen wegen mangelnder Reaction des Blutes versagen. Schon hieraus ergibt sich, daß die Dämpfe bei Kneipp nur in besonders gegebenen und festzustellenden Fällen erlaubt sind und unterbleiben müssen, wenn schon eine gelindere Wasseranwendung ausreicht, daß sie ferner den eigentlichen Wasseranwendungen lediglich vorzuarbeiten, dieselben z. B. durch Steigerung der Körperwärme zu ermöglichen und wirksamer zu machen haben, nicht aber als Anwendungen für sich allein vorkommen dürfen. Gerade vor dem Mißbrauch der Dämpfe kann Kneipp nicht genug warnen.

So kennt er denn auch nur Theildämpfe, niemals aber Volldämpfe, da solche den Organismus zu sehr schwächen und widerstandsunfähig machen würden. Diese Theildämpfe werden derart applicirt, daß ein Holzgefäß, dreiviertels mit kochendem Wasser gefüllt, durch einen passenden Deckel vorläufig abgeschlossen wird. Der Patient setzt oder stellt sich davor, umhüllt das Gefäß und den zu bearbeitenden Körpertheil gemeinschaftlich mit einer Wolldecke, so daß nirgend Dampf entweichen kann, und lüftet dann vorsichtig den Deckel des Holzgefäßes. Dauer der Anwendung von 15 bis zu 30 Minuten. So erhalten wir den Kopfdampf, meist in Verbindung mit

Kräutern, Fenchel, Salbei, Lindenblüthe, gegen die verschiedenartigsten Kopf-, Hals- und Brustleiden, gegen Congestionen und dergl., ferner den Fußdampf, aus Heublumenabsud, gegen alle Arten von Fußleiden, Fußschweiß, mit dem Kopfdampf zusammen auch gegen Congestionen, endlich den Leibstuhldampf, verstärkt durch Heublumen, Haferstroh oder Zinnkraut, ganz besonders wirksam gegen Erkältungszustände des Unterleibs, Nieren- und Steinleiden. Auch die Theildämpfe auf Hand, Augen, Ohren, Mund u. s. w. sind hier zu nennen, in Fällen von Krämpfen, Blutvergiftungen u. dgl.

IV. Gießungen. Dieselben werden am besten mit einer kleinen Gießkanne, in Ermanglung derselben, mit einem Topf oder einer Kanne ausgeführt und können sich ebensowohl auf einzelne Körpertheile, wie auf den Gesammtkörper erstrecken. Unter den Gießungen ersterer Art sind vor allem zu nennen der Knieguß, über die Kniee und Waden abwärts, und der Oberguß, über Hals, Arme, Schultern und Rücken, welche beiden Güsse fast immer gemeinschaftlich gereicht werden, ferner der Unterguß als Erweiterung des Kniegusses über die Schenkel, und der Rückenguß als Erweiterung des Obergusses, speciell über das Rückenmark und die Hüften. Sowohl die Theilgüsse wie der Vollguß, über den ganzen Körper, werden am besten über einem Holzgefäß genommen, in welches das Wasser abfließen kann, und dehnen sich von zwei bis zu zehn Kannen aus, je nach der Stärke und Gewöhnung des Patienten.

Gerade die Gießungen mit ihrer discretionären Handhabung geben dem Wasserheilkundigen Gelegenheit, seine Meisterschaft zu zeigen, indem er, je nach dem individuellen Bedürfniß, den Strahl höher oder tiefer auffallen läßt, indem er besonders leidende oder geschwächte Stellen reichlicher bedenkt und dabei doch den für alle Gießungen giltigen Grundsatz einer möglichst gleichmäßigen Vertheilung

nicht vergießt u. s. w. In Wörishofen, der Wirkensstätte Kneipp's, spielen daher die Gießungen, besonders der Ober- und Knieguß, eine Hauptrolle, weniger zu einem speciellen Heilzweck, als zur Gesammtkräftigung und -Stählung.

V. Waschungen. Als Hauptgrundsatz derselben gilt, daß sie mit kaltem Wasser und möglichst gleichmäßig und möglichst kurz vorgenommen werden sollen. Ueber eine, längstens zwei Minuten soll keine dauern, ganz gleichgiltig ob sie bei Gesunden oder bei Kranken stattfinden. Kneipp betont diesen Punkt scharf, um sich ein für allemal gegen den Vorwurf zu verwahren, als belasse er die Patienten unmäßig lange im kalten Wasser und ziehe ihnen dadurch Rheumatismen und dergl. zu. Zu besonderer Vorsicht darf der Körper während der Waschung nie der freien Luft ausgesetzt sein.

Wir haben hier die Ganzwaschungen für Kranke, welche, wenn sie vorsichtig, schnell, gleichmäßig und vollständig, sogar inbegriffen die Fußsohlen, vorgenommen werden, niemals schaden können, im Gegentheil bei allen heftigen Fieberkrankheiten, wie Typhus und Blattern, unersetzliche Dienste leisten, und hier stets an Stelle der kalten Ganzbäder treten, wenn diese aus irgend einem Grunde nicht genommen werden können. In solchen Krisen wendet Kneipp die kalten Ganzwaschungen bei jeder Steigerung der Hitze und Bangigkeit, unter Umständen halbstündig an. Zahlreiche geheilte Scharlach-, Blattern- und Typhusfälle, die Kneipp in seinem Buch aufführt und für welche er einsteht, legen Zeugniß ab von der Wirksamkeit des Mittels. Bei schwächlichen Naturen wird, statt des Wassers, oft Essig mit Wasser genommen, wodurch eine gründlichere Hautreinigung und Kräftigung erzielt wird.

VI. Wickelungen. Bei denselben bedient man sich in der Regel eines nach Bedürfniß größeren oder kleineren Linnenstückes, welches entsprechend zusammengelegt, in kaltes (bei Schwächlichen auch warmes) Wasser getaucht, und um den zu bearbeitenden Körpertheil herumgewunden wird. Ein

zweites, trockenes Linnenstück, besser eine starke Wolldecke oder -Binde, darüber ein Federbett, schließen den nassen Wickel luftdicht ab. Die Dauer der Anwendung, welche gewöhnlich das Bett vorschreibt, beträgt $^1/_2$—$1^1/_2$ Stunden und soll nicht unnütz verlängert werden. Kneipp erklärt sich entschieden gegen alle vielstündigen oder gar ganznächtlichen Anwendungen der Wickel und schreibt solchen Uebertreibungen die entgegengesetzte Wirkung, wie die beabsichtigte, zu. Denn da die Wickel den Zweck haben, das ungeordnete Strömen des Blutes nach einer Stelle hin von ihr abzulenken und große Hitze auszuleiten, so dürfen sie nicht länger als bis zu ihrer völligen Erwärmung liegen bleiben, wenn nicht das Blut erst recht zu der so immer mehr erhitzten Stelle hinströmen und die Entzündung sich verschlimmern soll. Will man sich daher die Wohlthat eines Wickels über die erste Erwärmung hinaus verlängern, so muß man ihn von neuem eintauchen und wie vorher auflegen. Dieses kann 2—4mal geschehen, soll aber, wie gesagt, die Dauer von höchstens zwei Stunden nicht überschreiten.

Besonders trifft dies für den Halswickel zu, welcher gegen alle Hals- und Schlingbeschwerden vorgeschrieben ist und sich hier oft mit dem Fußwickel zu stärkerer Wirkung verbindet. Letzterer, für sich allein angewendet, arbeitet gegen alle Fußleiden und besitzt eine stark ableitende und ausziehende Kraft. Stärker noch, als er, wirkt der Unterwickel, der unter den Armen beginnt und bis über die Fußspitzen reicht, während der Oberkörper trocken und warm bedeckt sein muß. Kneipp betont die Heilkraft dieses Wickels gegen alle Fuß- und Unterleibsleiden, die noch gesteigert werden kann durch Verwendung der bekannten Kräuterabgüsse zum Eintauchen.

Was der Unterwickel für den Unterleib, das leisten der sogenannte Shawl, umgelegt wie das bekannte Kleidungsstück, über Brust und Schultern, für Katarrhe, Con-

gestionen, besonders aber für Kopf- und Gemüthsleiden des weiblichen Geschlechts zur Blutableitung, und der kurze Wickel für Herz-, Magen-, Lungenleiden, Wassersucht und dergl. Er beginnt unter den Armen und reicht in mehrfachen Windungen bis zu den Knieen. Vermöge der Leichtigkeit seiner Anwendung und der Vielseitigkeit seiner Wirkung gehört er zu den gebräuchlichsten Uebungen und kann zur allgemeinen Reinigung und Ausleitung nicht genug empfohlen werden.

Vornehmlich diesem letzteren Zwecke dient dann auch die Ganzanwendung des Wickels, der spanische Mantel. Sein Begriff erhellt sofort, wenn man sich aus grober Leinwand eine Art Linnenmantel oder Linnenschlafrock, möglichst bis zu den Zehen hinabreichend, hergestellt und ähnlich wie ein Hemd angezogen und vorn über einander geschlagen denkt. Hauptbedingung bei allen diesen Wickeln ist, daß die nasse Einkleidung und Verpackung möglichst rasch vor sich gehe, da sonst gegen Erkältungen nicht garantirt werden kann. Der spanische Mantel wirkt stark zur Hautöffnung und erzielt daher kräftig ausleitende Erfolge, manchmal so überraschend, daß das Wasser, in welchem der Wickel nach der Anwendung stets sorgfältig ausgewaschen werden soll, ganz trüb und schmutzig wird. Die Menge von Unrath, die bei diesen Wickeln regelmäßig mitgeht, erklärt es denn auch, daß der Körper sich nachher stets ungemein frisch und leicht fühlt. Im Besonderen wirkt der spanische Mantel noch gegen Katarrhe, Podagra, Typhus, Blattern, Schlaganfall u. s. w.

VII. Trinken des Wassers. Auch als innerliches Heilmittel verwendet Kneipp das Wasser, sonderlich bei Fieberhitze, nach dem Grundsatze, trinke, so oft dich dürstet, aber trinke nie viel. Alle 5—10 Minuten ein Eßlöffel Wassers erscheinen ihm wirksamer, als auf einmal ein Glas. Denn die größeren Wassermassen wandern schnell durch den Magen und scheiden, ohne leidende Stellen eigentlich zu berühren, bald wieder aus, indem sie noch ein Quantum unentbehr-

lichen Magensaftes mit sich schwemmen. Kleine Quantitäten Wasser dagegen verbinden sich leichter mit dem Magensafte, kühlen und erweichen und geben reichlichere Säfte, so daß der Durst nicht lange Stand halten kann.

Besonders gegen Stuhlverhärtung ist das halbstündliche, eßlöffelweise Einnehmen des Wassers nicht genug zu empfehlen. Unzählige sind auf diese Weise von ihren Beschwerden geheilt worden.

Damit haben wir die Reihe der hauptsächlichsten Wasseranwendungen des Kneipp'schen Systems erschöpft. Vorurtheilslose werden zugeben, daß eine reichere Mannigfaltigkeit, wie sie bei aller Einheit des verwandten Grundstoffes, durch die vorgeführten Uebungen und ihre verschiedene Combination ermöglicht wird, kaum mehr denkbar ist. Alle Vorwürfe über „Schablonenthum" und „über einen Leisten schlagen" entfallen damit von selbst.

Es erübrigt für diesen ersten Theil nur noch, die allgemeinen Grundregeln, welche für die Ausführung der genannten Anwendungen als unumstößliche Fundamentalsätze gelten, kurz zu skizziren und zum Schluß in wenigen Worten das Fazit des Kneipp'schen Heilverfahrens zu ziehen.

Keine, wie immer geartete Anwendung des Wassers soll Selbstzweck, sondern stets nur Mittel zum Zweck sein. Und dieser Zweck geht auf weiter nichts, als der, nach Gesundheit und Selbstthätigkeit, ringenden Natur unter die Arme zu greifen, daß sie schließlich ihre Arbeit wieder allein besorgen kann.

Läßt sich dieses Resultat mit den mildesten Mitteln erzielen, so wäre es verwerflich, nur, um mit seinen Wickeln und Dämpfen zu prahlen, eine schroffere Anwendung vorzunehmen. Es gilt also der Grundsatz: Je gelinder und schonender, desto besser und wirksamer. Geschieht dies und werden die sonstigen Vorschriften genau beachtet, so kann keine der genannten Anwendungen Schaden bringen. Kneipp hat über 30 Jahre probirt und prakticirt, ehe er mit seinem

Verfahren an die weitere Oeffentlichkeit trat. Dies allein sollte für die Solidität seiner Anordnungen bürgen.

Dies sollte auch zur Zurückhaltung mahnen, wenn man sich in manchen Kreisen so sehr über die Kneipp eigenthümliche Bevorzugung des kalten Wassers entrüstet. Gerade mit Rücksicht auf die sonstige Milde und Kürze seiner Uebungen wird man die Verwendung des kalten Wassers billigen können. Er folgt hier dem Erfahrungsgrundsatz: Je kälter, desto besser, und mischt daher im Winter häufig Schnee in das zu gebrauchende Wasser.

Aber auch mit der Verwendung des eiskalten Wassers hält Kneipp zurück, und zwar überall da, wo es sich um Anfänger in der Wassercur, Schwächliche und Blutarme, Greise und Kinder handelt. Hier verordnet er für den Beginn laues Wasser und zur Winterszeit gewärmten Baderaum.

Was die eigentlich warmen Anwendungen, Warmbäder, Dämpfe anbetrifft, so kennt Kneipp solche niemals anders, als mit nachfolgender kalter Waschung, kaltem Bade. Die Gründe hiefür liegen auf der Hand. Durch die Einwirkung der Wärme werden die Hautporen ausgedehnt, empfänglich für Außeneinflüsse gemacht. Kommt der Patient dann in die freie Luft, so dringt dieselbe auf die geöffnete und gereizte Haut ein und findet leichten Zugang zu den inneren Organen. So werden Rheumatismus, Katarrh, welche durch die Warmanwenduug beseitigt werden sollten, erst recht verstärkt. Beschließt man dagegen das Warmbad mit einem folgenden kalten in möglichster Kürze, so werden die Poren wieder geschlossen, die erhöhte Wärme auf einen normalen Stand zurückgeführt und so der Organismus gegen Außeneinflüsse gefeit und gestärkt.

Hauptgrundsatz nicht nur für diese, dem Warmwasser nachfolgenden, sondern überhaupt für alle kalten Anwendungen ist möglichste Kürze und Schnelligkeit, auch beim Aus- und Umkleiden, so daß, beides miteingeschlossen, die

ganze Uebung 5 Minuten nicht übersteigt. So wird man Erkältungen am besten vorbeugen.

Ein ferneres Schutzmittel gegen Erkältungen enthält auch die Vorschrift, niemals bei Kältegefühl, Fröstеln des Gesammtkörpers eine kalte Anwendung vorzunehmen, sondern in diesem Falle erst durch Bewegung, Bettliegen, die normale Wärme herbeizuführen und sich dann erst dem kalten Wasser darzubieten. Die Einbuße an Naturwärme wäre sonst schwer zu ersetzen, und die mindeste Folge davon ein Katarrh.

Nach keiner kalten Anwendung soll, außer dem Kopf und den Händen, der Körper abgetrocknet werden. So naß wie er ist, soll er mit dem trocknen Hemde und den sonstigen Kleidungsstücken bei thunlichster Eile gegen die Luft abgeschlossen und dann bis zur vollständigen Trockenheit und normalen Wärme in tüchtige Bewegung gesetzt werden. Die Bewegung soll mindestens $^1/_4$ Stunde dauern und kann in körperlicher Arbeit, Spazierengehen, Zimmergymnastik bestehen, worüber noch Näheres im zweiten Theil. An Stelle der Bewegung kann auch Bettliegen treten, indem hier die normale Wärme, statt durch Selbstthätigkeit, durch den passiven Einfluß der Bettwärme zurückgerufen wird.

Wie Kneipp also das Abtrocknen nicht kennt, so auch nicht das Frottiren, Reiben, Bürsten oder dergl. Alles dieses erzeugt, da es nie gleichmäßig geschehen kann, ungleichgradige Hautwärme, lockt das Blut nach verschiedenen Stellen verschieden hin, was weniger bei Gesunden, oft genug aber bei Kranken verderblich werden kann. Hingegen wirkt das Nichtabtrocknen, in Verbindung mit der nachfolgenden Bewegung, auf gleichmäßigste Selbstbethätigung des Körpers und rascheste Neubildung der verbrauchten Wärme von innen nach außen.

Was aber die Oeffnung der Poren und Steigerung der Hautthätigkeit betrifft, die man außerdem dem Frottiren

zuschreibt, so wird dies bei Kneipp durch das grobe Linnenhemd besorgt, welches er an Stelle der üblichen Wollhemden zur Bekleidung empfiehlt. Wolle auf dem bloßen Körper ist ihm ein Blut- und Wärmesauger und ein Mittel mehr zur Verweichlichung unserer schon verweichlichten Generation, worüber im zweiten Theile mehr.

Auch zum Abwaschen, zu Wickeln u. s. w. soll körnige gröbere, nicht feine Leinwand verwandt werden, da sie eine viel stärkere Reaction des Körpers erzeugt.

Gerade diese Anregung der Körperreaction ist es, worauf Kneipp das Hauptgewicht legt. Sie bildet einen Grundzug seines Systems. Mit ihr erzielt er seine unzähligen, oft wunderbaren Heilerfolge. Selbst den geschwächtesten, am meisten heruntergekommenen, vielleicht schon in der Auflösung begriffenen Organismus weiß er durch eine angemessene, mildeste Anwendung zu einer leisen Erwiderung und Gegenwirkung anzuregen, dadurch den Vernichtungsproceß zum Stillstand zu bringen. Ist so der Körper mit Hilfe des Wassers vorbereitet und in den Stand gesetzt, überhaupt erst zu reagiren auf einen entscheidenden Eingriff des Wasserarztes, so geht Kneipp daran, entsprechend der dreifachen Heilwirkung des Wassers, die Krankheitsstoffe im Blute aufzulösen, wozu ihm vorwiegend die warmen Bäder und Dämpfe dienen, dann die Krankheitsstoffe auszuleiten, wofür er die Wicklungen, Güsse und Aufschläger benützt, endlich den gereinigten Organismus wieder zu kräftigen mit Hilfe der kalten Waschungen, Bäder, Gießungen.

Auch hier schreitet er wieder vom Einfachsten, Gelindesten zu wirksameren, nie aber übertriebenen Anwendungen vor und behält stets den Grundsatz im Auge, daß niemals der Einzeltheil allein, sondern stets der ganze Körper in dreifacher Stufung zu behandeln ist, wobei sich dann freilich in dem Wie und Was, in der Auswahl der Meister zu zeigen hat. Aber Kneipp selbst braucht hier die strengste Prüfung nicht zu scheuen.

So haben wir nun das Kneipp'sche Heilverfahren in seinen Grundzügen vor uns, und werden daraus, wie aus den mit ihm erzielten Erfolgen, Vertrauen genug geschöpft haben, uns in einem nachfolgenden kürzeren Schlußaufsatz auch mit dem zweiten Hauptgebiet des Kneipp'schen Systems bekannt zu machen, wie bleibt man gesund?

# Amerikanische Millionäre.

Von G. Richard.

Zunächst eine kleine Begriffsbestimmung. Was ist ein Millionär? Bis vor wenigen Jahren galt ein Franzose, der ein Million von Francs sein Eigen nannte, für einen solchen und ebenso ein Oesterreicher, der es zu der gleichen Anzahl Gulden gebracht. Dadurch entstand eine große Ungleichheit in der Werthschätzung der Krösusse und erschien England mit seiner großen Münzeinheit benachtheiligt. Es zeigte meist weniger Millionäre, als andere minder reiche Länder, wo das Pfund Sterling nicht den Werth-Maßstab bildet. Neuerdings ist nun zur Beseitigung dieses Uebelstandes in England und Amerika die Sitte aufgekommen, nur den glücklichen Besitzern einer Million Pfund, gleich zehn Millionen Gulden, in dem vielbeneideten Stand der Millionäre einen Platz einzuräumen. Da wir uns heute ausschließlich mit den reich gewordenen Sprossen des westlichen Erdtheils beschäftigen wollen, so machen wir uns diesen Maßstab auch zu eigen, der vielleicht in absehbarer Zeit, wenn es so weiter fortgeht, wenn die Werthe sich immer mehr in einigen wenigen Ländern anhäufen, durch die Milliarde abgelöst wird.

Die jetzigen amerikanischen Millionäre, welche selbst auf Rothschilds herabsehen, hatten einige Vorgänger, und es datirt die Anhäufung von Glücksgütern jenseits des Oceans nicht von heute. Zu den ersten und bekanntesten gehört der Menschenfreund Stephen Girard, dessen Standbild einen Platz in Philadelphia ziert, und welcher den größten Theil seines Geldes zum Bau der seinen Namen tragenden Schulanstalten verwendete.

Girard ward 1750 in Bordeaux als Sohn eines Schiffscapitäns geboren. Kaum zehn Jahre alt, als er noch nicht einmal recht lesen und schreiben konnte, wurde er von seinem Vater als Schiffsjunge auf ein Schiff gebracht, welches die amerikanische Küste und die Antillen befuhr. Er schwang sich aber bald zum Matrosen, Führer und schließlich 'zum Eigenthümer des Schiffes auf. In zehn Jahren hatte er so viel geschafft, daß er das Seefahren aufgeben, sich verheiraten und als Kaufmann in Philadelphia niederlassen durfte. Freilich verlor er im Unabhängigkeitskriege Alles; doch raffte er sich bald wieder auf, und es war von jetzt ab sein einziges Bestreben, um jeden Preis Geld zu machen.

Die erste Grundlage zu Girard's colossalem Vermögen lieferte der Negeraufstand in St. Domingo. Er lag mit zwei Schiffen im Hafen und gewährte den mit ihrer Habe flüchtenden Pflanzern auf denselben Zuflucht. Abends kehrten jedoch Viele ans Land zurück, um ihre Familien abzuholen; es wurden jedoch die meisten ermordet, worauf Girard, dem die Lage nicht mehr geheuer vorkam, nach Neu-Orleans segelte. Dort gab er den überlebenden Pflanzern allerdings das anvertraute Gut zurück; doch behielt er wohlweislich die Schätze der Ermordeten und ward durch diesen Gaunerstreich mit einem Mal zum reichen Mann. Das Geld verwendete er zur Gründung eines Bankhauses in Philadelphia.

Das Sprichwort: Wie gewonnen, so zerronnen, bewährte sich in dem Falle nicht. Girard wucherte mit dem

erbeuteten Geld in der glücklichsten Weise und hatte es im Jahre 1811 soweit gebracht, daß er die Regierung der Vereinigten Staaten beinahe allein financiell stützte, als der angebrochene Krieg mit England den öffentlichen Schatz an den Rand des Bankerotts gebracht hatte. Nach dem Friedensschluß erhielt Girard die Vorschüsse mit Zinseszins zurück, und er galt nunmehr für den reichsten Mann der Neuen Welt. Das gut zu machen, was er verbrochen, baute er die seinen Namen tragende Schule, welche er außerdem mit vier Millionen Gulden ausstattete, einer für die damalige Zeit unerhörten Summe. Er starb 83 Jahre alt in seiner Adoptivstadt.

J. Gordon Bennett.

Interessanter und in mancher Hinsicht ereignißreicher war die Laufbahn der drei amerikanischen Krösusse der neuesten Zeit, denen wir jetzt einige Zeilen widmen wollen.

J. Gordon Bennett, der Verleger und Eigenthümer des New-York Herald, ist zwar angeblich nur 40 Millionen Gulden „werth"; seine Lebensgeschichte ist aber deshalb besonders beachtungswürdig, weil er das große Vermögen fast ausschließlich der Presse verdankt. Eigentliche Speculationen haben ihm stets fern gelegen.

In Schottland von katholischen Eltern geboren, sollte Bennett Priester werden. Dieses behagte ihm aber nicht und er wanderte nach den Vereinigten Staaten aus, wo er sich bald der Presse in die Arme warf. Allerdings vorerst nur

als Corrector in einer Bostoner Druckerei. Das Zeitungswesen lag damals noch in den Kinderschuhen, und so entschloß sich der Verleger des New-York Enquirer, an den sich Bennett, seiner Bostoner Stellung bald überdrüssig, gewandt hatte, den jungen Mann als Berichterstatter mit einem geringen Gehalte nach Washington zu senden.

In Washington entdeckte Bennett in der Congreßbibliothek die Briefe Horace Walpoles. Die pikanten Anekdoten über die Männer des Tages und die Ereignisse seiner Zeit, mit denen Walpole seine Briefe würzte, erregten Bennetts Bewunderung und er beschloß, es seinem Vorbilde nachzumachen und damit seine Berichte schmackhafter zu gestalten. Es gelang ihm über Erwarten und bald erlangte sein Blatt einen gewissen Ruf. Da aber Bennett anonym schrieb, so blieb er ebenso unbekannt, wie je zuvor.

Im Jahre 1835 hatte Bennett einen Betrag von 300 Dollars mühsam erspart. Mit dem Geld in der Tasche begab er sich zu einem jungen Druckereifactor, Namens Horaz Greeley, der später auch mit Hilfe der Presse ein Vermögen erwerben sollte. Er machte ihm das Anerbieten einer Association zur Gründung einer Zeitung; Greeley hielt jedoch das Geld für nicht ausreichend und lehnte Bennett's Anerbieten ab. Kurz entschlossen, gründete dieser hierauf allein den berühmten „New-York-Herald".

Die Geschäftsräume dieses Riesenblattes bestanden anfangs aus einem Keller mit einem Stuhl und zwei leeren Fässern mit einem darüber gelegten Brett, welches als Redactionspult und Falztisch diente. Bennett besorgte allein die ganze Redaction und verkaufte das Blatt höchst eigenhändig auf der Straße. Die Einnahmen waren bisweilen so gering, daß sie kaum zur Bestreitung der Papier- und Druckkosten reichten und Bennett zum Leben nichts übrig blieb. Eine Wendung zum Besseren trat erst ein, als eines schönen Tages ein Apotheker Namens Brandreth, der ein Allheilmittel erfunden und welcher die Macht der wieder-

holten Anzeigen in Tagesblättern erkannt hatte, Bennett ein Fixum für die Aufnahme seiner Anzeigen anbot. Damit war unser Held der Sorge um die Papier- und Druckrechnung enthoben und konnte sich seinem Blatt selbst ganz widmen. Ein Jahr darauf zählte es 20000 Abnehmer und verschaffte seinem Besitzer ein wöchentliches Einkommen von mindestens 2000 Gulden.

Im Jahre 1838 wurde die erste Dampferlinie zwischen Europa und Amerika eingeweiht. Bennett verstand es, sich die neue raschere Verbindung zu Nutzen zu machen. Er miethete ein schnelles Schiff, welches den Dampfern entgegenfuhr und nach Empfang der neuesten europäischen Blätter schleunigst nach New-York zurückkehrte. Dadurch erlangte der „Herald" einen gewissen Vorsprung vor seinen Nebenbuhlern.

Die Hauptsache blieb aber für Bennett das Inseraten- und Reclamenwesen. Dem widmete der Eigenthümer fast seine ganze Arbeitskraft, und er brachte es 1869 bereits dahin, daß von den 96 Spalten des Blattes 50 mit Anzeigen gefüllt waren.

Großartig waren die Aufwendungen Bennetts während des 1866er Krieges. Die Kriegscorrespondenten kosteten etwa eine Million Gulden und das Telegraphiren der preußischen Thronrede nach Beendigung des Krieges etwa 15.000 Gulden.

In Europa ist Bennett hauptsächlich durch die Entsendung Stanley's nach Afrika zur Auffindung Livingstone's bekannt geworden. Die Reisen Stanley's und das Hinübertelegraphiren der Briefe des berühmten Missionärs verschlangen Unsummen; der Aufwand machte sich aber, wie die steigenden Auflagen des „Herald" bewiesen, sehr gut bezahlt. Als Bennett 1872 starb, hinterließ er seinem Sohn ein bedeutendes Vermögen, welches seitdem natürlich noch zugenommen hat. Gegenwärtig ist J. J. Bennett angeblich „60 Millionen Gulden werth".

Wenn wir von den allerdings vielfach zweifelhaften Reclamemitteln absehen, mit welchen Bennett sein Blatt emporbrachte, so verdankte der Besitzer des „New-York-Herald“ sein Vermögen im Großen und Ganzen der ehrlichen, ausdauernden Arbeit. Darin unterscheidet sich derselbe von dem angeblich reichsten Mann der Welt, Jay Gould, dem amerikanischen Eisenbahnkönig, sehr scharf. Noch vor wenigen Jahren ein armer Schlucker, hat dieser es verstanden, zum Theil mit den gewagtesten Mitteln, ein Vermögen zusammenzuschlagen — um nicht zu sagen: zusammenzustehlen, — welches sich für den Staat und die Gesellschaft zu einer wahren Calamität gestalten dürfte.

Jay Gould.

Allerdings hat auch Gould in der Jugend hart arbeiten müssen und das muß man ihm zu Gute halten. Sein Vater, ein unbemittelter Pächter in Roxbury bei New-York, hielt wenig von ihm und er stieß ihn förmlich, erst zwölf Jahre alt, mit einem halben Dollar in der Tasche, in die weite Welt mit den Worten: „Schlage dich durch, so gut du kannst. Hier kannst du uns nichts helfen.“ Und er hat sich glänzend durchgeschlagen.

Drei Jahre darauf sehen wir ihn an der Spitze einer Bauwerkstatt, in welche er seinen Vater als Verwalter beruft. Mit dem 18. Jahre übernimmt er bereits öffent-

liche Bauarbeiten; dann gründet er eine Gerberei und eine Stadt, die seinen Namen trägt: Gouldborough. Sieben Jahre darauf besaß er 100.000 Dollars, ein Capital, welches er bald darauf durch ein sehr gewagtes Börsenmanöver verzehnfachte. Dadurch bemächtigte sich Gould zugleich der Eriebahn und legte den Grund zu der jetzigen Beherrschung der Hauptbahnen der Vereinigten Staaten.

Diese Erfolge hatten ihm natürlich unzählige Feinde zugezogen. Als er auch auf die Susquehannah-Bahn Beschlag legen wollte, erhob sich ein Sturm der Entrüstung und es kam sogar zwischen den Arbeitern, mit welchen er die Bahn besetzt hatte, und den Gegnern zu erbitterten Kämpfen, ja zu Locomotivduellen, indem Heizer und Maschinisten mit ihren Maschinen gegeneinander rannten. Schließlich blieb aber Gould Sieger, und zwar hauptsächlich, weil er es verstanden hatte, die Abgeordneten des betreffenden Staates, die Richter und die Presse durch Bestechung für sich zu gewinnen.

Diese Kämpfe waren jedoch im Vergleich zu den nunmehr folgenden bloße Scharmützel.

Es war im Jahre 1873. Soeben hatte der Süden mit dem Norden Frieden geschlossen. Die Schutzzollgesetze hatten zwar der Industrie plötzlich zur großen Blüthe verholfen, doch war der Markt noch mit Papiergeld überbürdet, und das von einer Schaar Speculanten, mit Gould an der Spitze, aufgesaugte Gold blieb hoch im Preise. Nur das Schatzamt in Washington hatte sich bisher der Herrschaft des Ringes zu entziehen gewußt. Warf es Gold auf den Markt, so mußten der Preis dieses Metalls wie auch die Bahnpapiere fallen. Andererseits forderte das Land die Wiederaufnahme der Baarzahlungen mit Ungestüm. Waren die Regierenden geneigt, dem Verlangen nachzugeben? Von der Entscheidung dieser Frage hing Sein und Nichtsein der Gould'schen Gruppe ab. Um die Ansicht des Präsidenten Grant zu erfahren, veranstaltete Gould ein

glänzendes Fest, dem der oberste Beamte des Landes beiwohnte. Dieser blieb jedoch, trotz des Andrängens des Gastgebers, zugeknöpft bis an den Hals und erst am Schluß des Festes ließ er sich zu der Aeußerung hinreißen, er betrachte den hohen Goldstand als eine Seifenblase, die früher oder später zum Platzen kommen müsse.

Hierüber auf's Höchste erschrocken, stellte Gould dem General Porter eine halbe Million Dollars zur Verfügung, wenn er sich für ein neutrales Verhalten der Regierung verwenden wollte. Das Geld schlug aber der General angeblich ab, und so machte sich der Eisenbahnkönig zu einem Kampfe auf Tod und Leben gefaßt. Er ergriff, um in's Klare zu kommen, selbst die Initiative, und so war die New-Yorker Börse einige Tage lang der Schauplatz einer noch nicht dagewesenen Schlacht. Vergeblich schafften die Gegner unzählige Millionen Gold nach New-York, um das Goldagio herunterzudrücken; vergeblich drohten sie, den Feind der Wiederherstellung der Valuta an den ersten besten Baum aufzuknüpfen. Gould, der sich vorsichtshalber mit einer Schaar handfester, vor keinem Verbrechen zurückschreckender Burschen umgeben hatte, blieb unerschütterlich. So viel Gold dem Markt zuströmte, so viel kaufte er auf. Das Ende vom Liede war, daß 27 Banken und zahllose Geschäfte die Zahlungen einstellten, und daß die Regierung beschloß, durch Hergabe von 220 Millionen in Gold der bedrängten Handelswelt zu Hilfe zu kommen.

Dem Schlag war jedoch Gould zuvorgekommen. Er drehte plötzlich den Spieß um. Er verkaufte sein Gold zu hohen Preisen und brachte zugleich ganze Berge Bahnactien zu Spottpreisen an sich. Aus der Krisis ging er reicher denn je und als unbestrittener Eisenbahnkönig hervor. Sein Vermögen wird gegenwärtig, wohl zu niedrig, auf 550 Millionen Gulden geschätzt. Er übertrumpft also nicht bloß den „500 Millionen werthen" Mackay, sondern auch das Geschlecht der Vanderbilt bei weitem.

Ueber Mackay fehlt es an zuverlässigen Angaben. Dagegen besitzen wir über die Entstehung des Vanderbilt'schen Vermögens eingehende Nachrichten, die wir kurz zusammenfassen wollen.

Gould ist der Eisenbahnkönig; Cornelius Vanderbilt darf dagegen als der König der Dampfschiffe bezeichnet werden. Sein Vermögen ist auch älteren Datums und fester begründet, und er galt, als er 1876 starb, für den reichsten Mann der Vereinigten Staaten.

Vanderbilt entstammte einer nach Amerika ausgewanderten holländischen Familie und wurde 1794 als der zweite von neun Kindern geboren. Sein Vater, ein bescheidener Gutsbesitzer, schlug sich nur mit Mühe durch, und so mußten die Kinder bald für sich selbst sorgen. Das väterliche Gut lag am Hudson und es diente ein alter Kahn zum Transport der Bodenerzeugnisse. Cornelius setzte es durch, daß ihm die Führung des Fahrzeuges anvertraut wurde, worauf er den Kahn zur Würde eines Fährbootes erhob, mit welchem er Leute über den Fluß setzte. Während des Krieges von 1812 wurde er mit der Verproviantirung der Festungswerke New-Yorks betraut, und er erwarb damit so viel, daß er, obwohl erst 19 Jahre alt, an's Heiraten denken durfte. Vier Jahre darauf war Vanderbilt im Besitze mehrerer Segelboote und nannte 9000 Dollarz sein Eigen. Das Erscheinen des ersten Dampfschiffes auf dem Hudson gab ihm jedoch zu denken. Er sah gleich ein, daß dem Dampf die Zukunft gehöre, verkaufte seine Segelschiffe und verband sich mit einem gewissen Gibbons, welcher einen Dampfer besaß und gegen das Fulton gewährte Schifffahrtsmonopol anzukämpfen suchte. Dank der Thatkraft Vanderbilts wurde die Herrschaft Fultons gebrochen, und es dehnte unser Held seine Geschäfte bald derart aus, daß er bereits 1846 ein für die damalige Zeit ungeheures Vermögen: 750000 Dollars, besaß.

Seine Frau hatte ihm dreizehn Kinder, darunter neun Mädchen, geschenkt, die er mit eiserner Hand erzog. Sein

Liebling war der jüngste, Georg; gegen den Aeltesten, William Henry, empfand er aber eine gewisse Abneigung: er schaffte ihn daher bald aus dem Hause und brachte ihn in einem Bankhause unter, wo er tausend Dollars jährlich verdiente. Damit mußte sich der Erbe von Millionen und seine Familie durchschlagen. Erst später machte ihm sein Vater ein kleines Gut zum Geschenk, wobei er bemerkte: „Ich sehe, daß ich der einzige aus meinem Geschlecht bin, der etwas anderes zu thun vermag, als den Boden zu pflügen.“ Darin hatte sich aber Cornelius Vanderbilt, wie wir gleich sehen werden, gründlich geirrt.

Im Jahre 1848 hatte das Goldfieber eine massenhafte Auswanderung nach Californien hervorgerufen. Und es machte sich die Pacific-Dampfergesellschaft, welche den Verkehr über Panama beherrschte, den Umstand durch Erhebung unmäßiger Fahrsätze zu Nutzen. Vanderbilt übersah sofort die Sachlage, und flugs rief er ein Concurrenzunternehmen ins Leben, welches die Goldsucher für den halben Preis über Nicaragua nach dem neuen Eldorado schaffte. Die Berechnung erwies sich als richtig, und es brachte die neue Linie dem Unternehmer mehrere Jahre hindurch einen jährlichen Gewinn von fünf Millionen Dollars ein.

Als das Goldfieber etwas nachließ, beschloß Vanderbilt von der Arbeit eine Weile auszuruhen und das Leben zu genießen. Zu dem Zwecke baute er sich eine Dampfyacht, den „North Star,“ die er palastartig ausstattete, und mit welcher er Europa besuchte. Hier erregte sein fürstlicher Aufwand überall das größte Aufsehen. Persönlich blieb jedoch Vanderbilt ein einfacher Mann und er vergaß nie, wie klein er angefangen hatte.

Bald nach Beendigung des Secessionskrieges, der ihm sein Lieblingskind Georg raubte, wandte Vanderbilt seine Blicke wieder dem ältesten Sohn William zu, den er bisher fast ignorirt hatte. Er hatte allerdings sein Thun und Treiben auf dem geschenkten Gute aufmerksam beobachtet,

ohne ihm jedoch irgendwie zu Hilfe zu kommen. Es ereignete sich aber ein Vorfall, der zwischen Vater und Sohn eine unerwartete Annäherung herbeiführte.

William Henry Vanderbilt

Eines Tages erklärte sich nämlich William bereit, seinem Vater den Stalldünger abzukaufen, den er für sein Gut brauchte, und welchen er mittelst eines Bootes nach Hause schaffen wollte.

— Was gibst du mir dafür? sprach Vanderbilt.

— Vier Dollars für die Last.

— Abgemacht, erwiderte der Vater, den diese Antwort mehr denn je in der Ansicht bestärkte, sein Aeltester habe vom Geschäft keine Ahnung.

Tags darauf begibt er sich nach dem Landungsplatze und findet dort das Boot segelfertig vor.

— Wie viel Lasten hast du darin, William?

— Wie viel? Eine, natürlich.

— Unsinn! Es sind mindestens 30.

— Bewahre. Unter Last verstehe ich das, was mein Boot tragen kann.

Hierauf segelte er ab. Der Vater war förmlich verblüfft. Von dem Tage ab hatte er von dem geschäftlichen Talent seines Erstgeborenen die höchste Meinung. Er berief ihn nach New-York und übertrug ihm allmälig die Leitung seines weitverzweigten Geschäfts.

Plötzlich verkaufte Vanderbilt, bereits 70 Jahre alt, seine aus mindestens hundert Schiffen bestehende Flotte und

warf sich mit Macht auf die Eisenbahnspeculation, womit er sein Vermögen noch verdoppelte. Hier zeigte er sich sogar Gould und Fish überlegen, und er zwang diese verwegenen Börsenspieler zur Zahlung von 18 Millionen Gulden durch die Drohung der Veröffentlichung ihrer betrügerischen Manöver. Etwa 40 Millionen Gulden brachte ihm der Eisenbahn-Feldzug.

Was Vanderbilt neben seinem geschäftlichen Spürsinn besonders auszeichnete, war ein wunderbares Gedächtniß, welches ihn befähigte, seine zahllosen Unternehmungen stets genau zu verfolgen. Er führte so gut wie keine Bücher und blickte nur häufig in ein kleines Notizbuch mit unentzifferbaren Aufzeichnungen. Mit der Rechtschreibung stand er auf etwas gespannten Fuße und er war außer Stande, einen Brief fehlerfrei zu schreiben. Dagegen dictirte er meisterhaft und es sind seine Briefe wahre Muster der Schärfe und Kürze. Lange Schreiben mochte er überhaupt nicht leiden.

„Eine Seite genügt stets," pflegte er zu sagen, „wer mehr schreibt, ist ein Esel und Wortverschwender."

Vanderbilt war dementsprechend auch ein großer Schweiger. Nie redete er von sich und es war das Whistspiel seine einzige Leidenschaft. Als er das Alter von 81 Jahren erreicht hatte, bekam er zum ersten Male in seinem Leben eine Anwandlung von Stolz:

„Seit meiner Geburt," sprach er, „habe ich durchschnittlich jedes Jahr eine Million Dollars verdient; was mir aber dabei die größte Freude bereitet, ist, daß meine Landsleute durch mich jährlich mindestens drei mal so viel verdient haben."

Als Vanderbilt starb, galt er für den reichsten Mann der Vereinigten Staaten. Allerdings war bald darauf sein alter Gegner Gould im Besitze eines Vermögens, welches das ursprüngliche Vanderbilt'sche weit überstieg. Man darf aber nicht übersehen, daß die Vanderbilt'schen Millionen

sich unter mehrere Kinder und Enkelskinder theilten, deren Gesammtvermögen augenblicklich größer sein dürfte, als das Gould'sche.

Außer den besonderen Vermächtnissen im Betrage von 30 Millionen Gulden, und dem Antheil seiner nachgebornen Kinder, hinterließ er William etwa 210 Millionen Gulden.

Ein solches Vermögen ist eine ungeheure Last. Das sollte der Haupterbe bald erfahren und er sehnte sich häufig aus dem fürstlichen Luxus nach dem einfachen Gute zurück, auf welchem er die Jugend verlebt hatte. William Vanderbilt hatte von seinem Vater wohl den geschäftlichen Sinn, nicht aber die Kunst geerbt, jeden Abend die Last der Geschäfte abzulegen. Außerdem besaß er die Arbeitskraft und die unverwüstliche Gesundheit des Vaters nicht. Er rieb sich förmlich auf.

„Ein Vermögen von 200 Millionen Dollars," schrieb er einem Freunde, „ist eine zu schwere Bürde für einen Einzelnen. Diese Last erdrückt mich, bringt mich in's Grab. Ich habe kein Vergnügen daran. Worin bin ich glücklicher, als mein Nachbar, der eine halbe Million sein Eigen nennt? Er genießt das Leben weit besser. Sein Haus ist ebenso gut, seine Gesundheit fester; er wird länger leben und er kann wenigstens seinen Freunden trauen. Wenn der Tod mich von der jetzigen Verantwortlichkeit befreit, sollen meine Kinder mit dem Gelde auch die davon unzertrennlichen Sorgen beerben."

William Vanderbilt vermachte in seinem Testament 200 Millionen Gulden an Wohlthätigkeitsanstalten und an Freunde. Jeder von den beiden Söhnen, die bereits ungeheuer reich waren, erhielt hundert Millionen Gulden.

Zum Schluß wollen wir einer in England 1884 erschienenen Schrift (Millionaires, and how they become so) eine Zusammenstellung der reichsten Leute der Welt entnehmen. Die dort angegebenen Zahlen rechnen wir zur Bequemlichkeit unserer Leser in Gulden um.

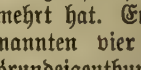
| Namen. | Land. | Vermögen in Mill. Gulden |
|---|---|---|
| Jay Gould | Vereinigte Staaten | 550 |
| J. W Mackay | " " | 500 |
| Rothschild | England | 400 |
| Cornelius Vanderbilt | Vereinigte Staaten | 250 |
| J. P. Jones | " " | 200 |
| Herzog von Westminster | England | 160 |
| John J. Astor | Vereinigte Staaten | 100 |
| A. F. Stewart | " " | 80 |
| J. G. Bennett | " " | 60 |
| Herzog von Sutherland | England | 60 |
| " " Northumberland | " | 50 |
| Marquis von Bate | " | 40 |

Derselben Quelle zufolge vertheilen sich die übrigen Pfund-Sterling-Millionäre, d. h. die Glücklichen, welche mindestens zehn Millionen Gulden ihr Eigen nennen, unter die einzelnen Länder wie folgt:

| | |
|---|---|
| England | 200 |
| Vereinigte Staaten | 100 |
| Oesterreich-Ungarn und Deutschland | 100 |
| Frankreich | 75 |
| Rußland | 50 |
| Indien | 50 |
| Uebrige Länder | 125 |

Die Statistik ist natürlich sehr unsicher. Seit dem Jahre 1884 haben sich wahrscheinlich die großen Vermögen sehr vermehrt, da die Eigenthümer derselben meist weiter speculirten und überhaupt nicht im Stande sind, ihre Zinsen zu verzehren. Auch pflegen gerade die reichsten Leute, schon um den Steuern zu entgehen, ihren Vermögensstand möglichst zu verheimlichen. Offenbar ist z. B. die auf Rothschild bezügliche Angabe falsch. Sie bezieht sich wahrscheinlich nur auf das persönliche Vermögen des Londoner Roth-

schild. Das Gesammtvermögen der Familie dürfte selbst das Gould'sche in den Schatten stellen. Was aber Vanderbilt anbelangt, so haben wir oben gesehen, daß das von dem Stammvater des Hauses hinterlassene Capital sich seitdem bedeutend vermehrt hat. Endlich sei bemerkt, daß das Vermögen der genannten vier englischen Edelleuten fast ausschließlich in Grundeigenthum angelegt ist und daher Schwankungen weniger unterworfen erscheint.



# Das Geheimniß der großen Stadt.

Von Ernst Otto Hopp.

Der Zertrümmerer der Portlandvase im Museum zu London, der Bankdieb Fauntleroy ebendaselbst und Jack der Aufschlitzer — die Mysterien der Wasserstraße, der Panelhäuser oder der Schanghaier in New-York — die Bettel- und Spitzbubenakademien von Paris — der „Fall Lindau" in Berlin und die Nihilisten von St. Petersburg bei der Minirarbeit — kurz, jede Großstadt hat ihre Geheimnisse, ihre unheimlichen Räthsel, ihre raffinirten und eigenartigen Verbrechen; und eine Zeit lang war es einmal Mode geworden, nach dem Sue'schen Recept Enthüllungen über die Schauereignisse in den Metropolen zu liefern, bei denen sich den nach Lüsternheiten gierigen sogenannten „Biedermeyern" die Haare vor Entsetzen emporsträubten. Die stete Wiederkehr dieser Themata hat sie glücklicherweise fade gemacht, die allzu sehr verbrauchten Fabeln ziehen nicht mehr; denn die lieblichsten Melodien beginnen disharmonisch zu klingen, wenn sie vom Leierkasten abgehaspelt werden. Und doch hat so ziemlich jede

große Stadt ihr Geheimniß; es braucht nur nicht gerade ein verbrecherisches zu sein.

So ist es ein Geheimniß, warum gerade diese oder jene Metropole sich zu gigantischer Größe entwickelt hat. Das kolossale Anwachsen Chicagos und Berlins hat entschieden einen mysteriösen Grund; denn die Beweisgründe dafür sind ziemlich sophistisch, sie klingen etwas künstlich und können nur mit Schwierigkeit behauptet werden. Berlins nächste Umgebung kann unmöglich jemals viel Anziehendes besessen haben — Sumpf und Sand und eine ärmliche Fischerstation! Ebenso trostlos sah es noch vor einigen fünfzig Jahren in Chicago aus. Im Jahre 1804 ließ sich an der Stelle, wo jetzt 1,100.000 Menschen hausen, die erste weiße Familie nieder, und 1825 hatte sich der Ort auf 14, schreibe vierzehn Häuser vermehrt. Im Jahre 1830 existirten in Chicago zwei Schankinhaber, drei Händler, ein Fleischer und ein Kaufmann; bei der Wahl, die damals stattfand, wurden zweiunddreißig Stimmen abgegeben. Dann kamen die ersten Fluthwellen der Einwanderung an, von 1831 bis 1832 erschienen vierhundert Einwanderer, die dort eine Weile rasteten. Im nächsten Jahre kamen der erste Dampfer und die Cholera, die damals ihre erste Rundreise durch den amerikanischen Erdtheil antrat. In den Monaten April bis September 1834 landeten an vierhundert Schiffe mit Emigranten. Ein Jahr zuvor war schon der Platz als Stadt (town) incorporirt worden; das wichtigste erste Polizeiverbot betraf den Aufenthalt von Schweinen auf den Straßen. Die Zahl der Einwohner betrug zweihundertundfünfzig, unter denen sich acht Aerzte und sechs Advokaten befanden. Ein Lehrer, der die erste „classische“ Schule daselbst anlegte, erzählt aus jener Zeit: „Man ging einher, ohne sich an die Straßen zu kehren; wenn man aus der Thür des Schulhauses trat, konnte man die Prairiewölfe heulen hören. Mit Indianern hatten wir manchen Verdruß; aber das Schlimmste war der Schmutz,

ohne hohe Stiefel konnte lange Zeit Niemand zu gewissen Jahreszeiten durch das Stadtgebiet wandern." Diese Bemerkungen klingen heutzutage fast komisch! Bis 1842 stieg die seßhafte Bevölkerung auf 6590 und begann erst später in riesigen Sprüngen zuzunehmen. 1850 zählte man 29.963, 1860 etwas über 100.000, 1870 aber schon 298.877 und 1880 : 503.185. Bis dahin rivalisirte es an Größe fast mit St. Louis, das sich einer nicht minder günstigen Lage erfreut, heute ist es schon doppelt so groß wie die Nebenbuhlerin! Und die Ursache? Ja, die ist das Geheimniß der großen Stadt!

Auch viele Beispiele aus dem Alterthum gehören in unsere Betrachtung; denn wie das Wachsthum, so ist manchmal auch der jähe Niedergang einer Großstadt ein Geheimniß. Man weiß kaum noch die Stätte, wo das volkreiche Ninive einst gestanden hat; die der sprichwörtlich gewordenen Großstadt Babel bezeichnet ein wüster Trümmerhaufe, um den Nachts die Schakale streichen. Sidon und Tyrus sind die erbärmlichsten Fischerdörfer an einer sonnverbrannten Küste, und das alte Karthago ist zwar wiederholt zerstört worden, aber die Kunde aus den Tagen seiner Blüthe ist über dieselbe ungemein dürftig und über Ilios stritten sich bekanntlich Böttticher und Schliemann, der jüngst verblichene größte „Buddler" dieses Jahrhunderts.

Ilios hat seinen Homer, der es vor dem geschichtlichen Untergang rettete; aber andere Großstädte haben das Geheimniß ihrer Größe niemals enthüllt und sind klanglos zu Grunde gegangen. In Centralamerika stehen die meilenlangen Trümmerreste mächtiger Städte, vom tropischen Urwald halb oder ganz begraben. Die alte und älteste Geschichte Amerika's verräth uns so gut wie nichts über diese kolossalen Anlagen. Wer hat dort gewohnt? Wer hat jene riesenhaften Denkmäler hinterlassen, und warum ist die Nation, die solche Werke geschaffen, spurlos verweht? Die Verhältnisse mancher dieser verlassenen Orte sind so

großartig, daß Hunderttausende dort gewohnt haben müssen; ja, es gibt mehrere, die mit vollem Fug als Millionenstädte angesehen werden können und an Größe Wien oder gar Berlin fast gleichgekommen sein mögen. Wann ist der Tag des Zorns, und unter welchen Umständen ist er über die Erbauer hereingebrochen?

Die Spanier, die zuerst in jene Gegenden einbrachen, zerstörten in blinder, fanatischer Glaubenswüthigkeit alle Marmorbilder und Thonfiguren, die ihnen von einem anderen Bekenntniß als dem christlichen zu erzählen schienen. Was man nicht zerschlagen oder durch Feuer vernichten konnte, vergrub man. So gingen viele der wichtigsten Steindenkmäler verloren. Francisco Hidalgo de Cordova unternahm 1517 eine Expedition nach Yukatan; er erzählt von großen Steinhäusern, die Schlangenfiguren und Bildnisse von fratzenhaften Ungeheuern enthielten, auf den Steinaltären gewahrte er frische Menschenblutstropfen. Aber später, lange nachdem Cortez Mexiko unterworfen und die Spanier — freilich nur dem Namen nach — Centralamerika unterworfen hatten, hörte man wenig oder nichts von den riesigen Trümmerstätten. Bekannt wurden die Ruinen von Coban oder Copan erst um das Jahr 1700. Alexander von Humboldt besuchte bekanntlich Südmexiko im Beginne dieses Jahrhunderts; er sah und beschrieb die Ruinen von Mitla im Staat Oaxaca, besonders auch die Terrassenpyramide von Cholula, aber weiter nach Süden und zu eingehenderen Forschungsreisen, zu einer genaueren Classification der centralamerikanischen Alterthümer ist er nicht gekommen. Del Rio und Dupaix besuchten 1805 Palenque, in späteren Jahren durchzog Waldeck diese Gegenden und gab ein reichillustrirtes Prachtwerk darüber heraus; aber ihm blieb Zahlloses unbekannt. Galindo besuchte 1836 wiederum Coban: auch seine Beschreibung ist äußerst lückenhaft. Das Reisen ist in jenen Gegenden keineswegs eine leichte Aufgabe; pfadlos ist die Wildniß,

räuberisch und mißtrauisch die Bevölkerung; eine Regierung, die den Reisenden unterstützen könnte, ist so gut wie nicht vorhanden, nur der Schatten einer solchen, der Reisende ist auf seine eigenen Hilfsmittel angewiesen. Zwei Amerikaner, namens Stephens und Catherwood, stellten später mit Hilfe von photographischen Apparaten Forschungen an. In jüngster Zeit that dasselbe ein französischer Gelehrter Charnay; doch zu einem besonders bemerkenswerthen oder zu einem abschließenden Urtheil scheint auch er nicht gelangt zu sein.

Von dem gewaltigen Eindruck, den die Ruinenstädte Mittelamerika's auf die Mitglieder der verschiedenen Forschungsexpeditionen und auf sonstige Reisende gemacht haben, sind alle Berichte voll. Stephens sagt: „Der Anblick dieser unerwarteten kolossalen Denkmäler, der Ruinen von Uxmal in Yucatan, machte allen unseren Zweifeln ein Ende; wir waren jetzt dessen sicher, daß die Alterthümer, die wir entdeckt hatten, nicht nur Kunstwerke von hoher Schönheit seien, sondern auch, daß sie den besten Beweis darüber lieferten, daß diejenigen, die sie erbaut, keine „Wilden", keine rohen und uncivilisirten Menschen gewesen sein konnten. Für uns waren diese Denkmäler von höherem Interesse als die Wunderbauten Aegyptens. In großer Erregung folgten wir unserem Führer, der sich nur vermittelst seines machete (eines langen Schlagmessers) unter großer Schwierigkeit einen Weg durch das dichte, nicht selten stachlichte Gebüsch bahnen konnte, und uns endlich an vielen halbbegrabenen Bruchstücken vorüber zu einer Reihe von vierzehn Denkmälern führte, die sich durch seltene Zartheit der Zeichnung und überraschend elegante Form auszeichneten. Den gepriesensten ägyptischen Ruinen standen diese Trümmerreste in nichts nach; der eine war von kolossalen Wurzeln aus seiner Stellung halb verdrängt worden, ein anderer war so dicht von Aesten und Zweigen umwoben, daß man seiner kaum gewahr werden konnte, ein dritter war umgestürzt und von Schling-

gewächsen bedeckt, deren köstliche Blüthen wie auf einem Grabhügel prangten. Einer mit einem Altar davor stand in einer natürlichen Laubgrotte oder Nische; die Bäume schirmten ehrfurchtsvoll, wie es schien, dies letzte Ueberbleibsel einer versunkenen schönheitsvollen Welt. Dabei herrschte rundum ein feierliches Schweigen, als ob die Gottheit des Waldes über ein gefallenes Menschengeschlecht trauere. Plötzlich ward die hehre Stille durch ein sonderbares Schauspiel und lautes Gelärm unterbrochen: in langer und eiliger Procession zog eine große Heerde Affen hoch oben in den Baumwipfeln vorüber; Laub und trockene Aeste fielen in Menge herab. Als sie uns erblickten, erhob sich ein sinnverwirrendes Geschnatter und Gezeter; die Mütter hielten ihre Kleinen in den Armen und fletschten uns unter tausend sonderbaren Tönen an; so zogen sie wie ein Wirbelwind vorüber, bis ihr mißtöniges Concert allmälig in der Ferne erstarb, und wieder trat die Ruhe des Kirchhofs ein....."

Die wichtigsten der bis jetzt entdeckten todten Riesenstädte sind Copan, Palenque und Uxmal. Das erstgenannte liegt an dem gleichnamigen Flusse, einem südlichen Quellarme des Montagua, der nahe bei Omoa in die Bai von Honduras strömt. Palenque ist im mexikanischen Staate Chiapa in der Nähe eines Seitenarmes des Utsumasinta gelegen, Uxmal einige Meilen südlich von Merida in Yucatan. Die gefundenen Reste sind an allen drei Orten durchaus mit einander übereinstimmend; in Copan fällt vornehmlich ein oblonger Tempel auf, der viele Götterbilder und eine reiche Sculptur zeigt. Spuren rother Malerei sind noch sichtbar, daneben auch Ueberbleibsel von gelber und blauer Farbe auf mosaikartigen Verzierungen, die nur von einer Meisterhand entworfen und ausgeführt sein konnten. Die großen Gebäude schauen alle nach Sonnenuntergang, und besonders die Altäre sind reich mit Relieffiguren geschmückt. Feine arabeskenartige Figuren und Linien bewundert man

besonders in Uxmal, ebenda denselben Reichthum an Stuckarbeit. Behauene Steine liegen überall in Massen umher; die Schönheit der Verhältnisse, die Einfachheit und keusche Majestät der Ornamente wird von allen Forschern gerühmt. Stephens entdeckte unter anderem eine Colossalstatue von $11^1/_2$ Fuß Länge, die nach seiner Ansicht ein gänzlich ägyptisches Gepräge trägt und so vorzüglich gearbeitet ist, daß „sie sich mit den schönsten Funden des Alterthums vergleichen läßt".

Als die Spanier Amerika entdeckten, fanden sie dort drei Staatengruppen vor, deren Bewohner einen in mancher Hinsicht hohen Culturstandpunkt zeigten. In Mexiko oder Anahuac waren dies die Azteken, deren Herrschaft sich, wenn man die in losem Verbande stehenden Vasallenstämmen hinzurechnet, bis nach Centralamerika hinein erstreckte, auf der Hochfläche von Bogotá die Muyscas und in Peru die Peruaner. Der aztekischen Ueberlieferung gemäß waren um 648 nach Christo die Tolteken aus dem Norden in Mexiko eingewandert, hatten das dort seßhafte hochgebildete Volk unterjocht und allmälig die Civilisation derer angenommen, die sie besiegt hatten. Um 1170 kamen die Chichimeken, welche die Tolteken bezwangen; auf sie folgten 1325 die Azteken oder Nahuatlacs, die Tenochtitlan, die Stadt Mexiko, gründeten. Die todten Riesenstädte waren aber wahrscheinlich von keinem der genannten Völker bewohnt oder gar erbaut; die vor den Azteken, Chichimeken und Tolteken in Centralamerika, Yukatan und Mexiko ansässige Nation, deren wunderbare Gebäude wir heute noch anstaunen, war die der Mayas oder Majas.

Ein Analogon aus der Geschichte bieten fast nur die großen indischen Städte des Alterthums; denn Aegypten hatte ganz andere Lebensbedingungen. In der That zeigt die indische Sculptur, Architektur und Malerei eine auffallende Aehnlichkeit mit der centralamerikanischen. Hier wie dort barg der Schooß der Erde köstliche Gaben, in herr-

lichem Wachsthum erblühten zahllose Pflanzen, und reich war die Thierwelt ausgestattet. In den centralamerikanischen, wie in den indischen Wäldern und Wildnissen schafften die Kräfte der Natur unabläßig fort, um den Menschen zu erhalten. Gerade die Allgewalt der Natur, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Wärme des Himmels und die Pracht des Landes verliehen dem indischen Volke eine gewisse Richtung in der Poesie, in Sculptur und Architektur, die sich, wenigstens was die letzteren beiden Künste anlangt, in Centralamerika zu wiederholen scheint. Zwar wissen wir von der Poesie der Mayas nichts, denn die Mayahandschrift, die sich z. B. in der Dresdener Bibliothek vorfindet, ist noch von Niemandem entziffert worden. Aber in Architektur und Sculptur zeigt sich in Centralamerika ein Maßlosigkeit der Phantasie, die kein Ziel und keine Schranke kennt, ein Drang nach Colossalem, Wundersamem dem wir so nur in der altindischen Kunst begegnen. Ein moderner kalifornischer Dichter singt im Entzücken über die Formenpracht:

„O komm mit mir in mein Sonnenland,
In das Land, das ich liebe, wo lustentbrannt
Das Meer sich dem leuchtenden Himmel verband!
Wo die Pinie dem Singen der Fluthen lauscht
Und die Palme mit Stimmen der Liebe rauscht,
Wo der Weinstock lacht, der Bananenbaum,
Erfüllt mit Propheten, die süßen Traum
Uns künden, o komm und horch' dem Meer
Das mit freundlichem Gruß seinem Liebsten winkt,
Dem weißen Mond, der vom Blauen her
An den Busen der liebenden Freundin sinkt!"

Die heutigen Indianer Yucatans erzählen von einer Zeit, da ihre Vorväter Schwerter und Lanzenspitzen ausgruben, und haben eine Ueberlieferung, daß einmal — lang ehe die Spanier kamen — ein Trupp schwerbewaffneter Fremder in der Campechebucht landete, über die Berge nach Uxmal marschirte und eine Masse vergrabener Gegenstände,

möglicherweise Goldschätze, mitnahm. Der westliche Theil von Uxmal enthält keine großen Ruinen, nur niedrige Wälle und Trümmer; die alten Eingeborenen der Umgegend nennen diese Vorstadt das Indianerviertel, den Osttheil aber die Hauptstadt. Auch liegt oben in den Bergen ein Plateau, das von ihnen als „Feld der Niederlage" bezeichnet wird, zugleich feierten sie früher eine „Befreiungswoche." Diese Andeutungen lassen vermuthen, daß die von den Erbauern der Riesenstädte geknechteten und in hartem Frohn gehaltenen Ureinwohner sich befreiten und ihre Tyrannen erschlugen. Die Indianer glauben fest, daß sich die Inschriften noch entziffern lassen und das Versteck des Königsschatzes offenbaren werden. Es ist jedoch äußerst wahrscheinlich, daß sich weder Rothhaut noch Bleichgesicht an dieser erträumten Schatzkammer je vergreifen wird — bis jetzt hat man in den Gewölben nur Staub, Asche und Todtengebein gefunden. Die besten Alterthumsforscher und Philologen haben sich zu der Ueberzeugung bekannt, daß das Geheimniß der großen Stadt bleiben wird, was es bis jetzt war, ein Buch mit sieben Siegeln. Selbst dem, der den Schlüssel dieses verlorenen Alphabets entdecken sollte, würde sich eine weitere und größere Schwierigkeit entgegenstellen; denn wie Humboldts Aturenpapagei reden diese Inschriften die Sprache eines erloschenen Volkes, eine Sprache, die ihre letzten Dolmetscher überlebt hat. Die Gebäude freilich selbst sind Symbole von unverkennbarer Bedeutung und erzählen von einer Zeit, da Centralamerika von einem reichen und mächtigen Culturvolk bewohnt war, einem Volk, von dem jedoch kaum der Schatten des Namens geblieben ist. Wie die versteinerten Skelete der Vorzeit haben die Mauern seiner Gebäude der Zeit getrotzt; aber was an den Werken und dem Gedächtniß einer Nation vergänglich ist: ihr Name, ihr Ruhm, ihre Sprache und jede Spur ihres Einflusses ist auf immer geschwunden. Die Verwüstungen, mit denen die Kriege und der Verfall eines großen Reiches das Land

heimsuchen, haben in der Nähe dieser Ruinenstadt keine Spur hinterlassen; ein Baumwuchs, der sich mit den Wäldern der Urzeit messen kann, bedeckt ihre Kampfplätze.

Das sphinxhafte Räthsel dieses Geheimnisses der großen Stadt hat noch kein Oedipus gelöst; die stummen Steinreste geben keine Antwort, nur neue Fragen wecken sie. Vielleicht ist's ein niederdrückender Gedanke, daß es nicht mehr gelingen wird, Licht in dieses Dunkel zu bringen; denn wenn die Geschlechter, die einst diese nunmehr todte Riesenstadt gebaut haben, klanglos zum Orcus hinabgegangen sind, wenn von ihrer zweifelsohne doch bedeutenden Cultur der Menschheit kein Gewinn erwachsen und keine Kunde geblieben ist — was mag dann aus der Arbeit unserer Zeit werden? Wird vielleicht nach Jahrtausenden ein kühner Forscher in die Steinwüste vordringen, in der Berlin gestanden hat, und erstaunt fragen, welches Volk dort gehaust hat? Wird — —

Doch genug. Wer heutzutage in der deutschen Reichshauptstadt das Museum für Völkerkunde betritt, dem werden dicht am Eingange ein paar schwärzliche Steine auffallen, die, wenn ich nicht irre, Professor Bastian aus Centralamerika herübergebracht hat. Es sind Steine aus einer der großen Städte, für die wir das Interesse der Leser einen Augenblick anzuregen versucht haben. Sonst sind denen, die uns mit Theilnahme gefolgt sind, die großen Werke von Kingsborough, Stephens und Harway zum Studium zu empfehlen.

# Der bewaffnete Frieden und der Zukunftskrieg.

Von Arthur Zapp.

Eine Zeit voller Widersprüche! Die Presse aller Länder wird nicht müde, von dem Friedensbedürfniß der Völker zu sprechen, die Vertreter der Regierungen fließen privatim und officiell von Friedensbetheuerungen über, in den Parlamentsverhandlungen, im diplomatischen Verkehr und sogar in den Vertragsabschlüssen wird als Ziel aller Politik die Erhaltung des Friedens hingestellt.

Zu derselben Zeit aber sind dieselben Regierungen auf's Eifrigste bestrebt, die Wehrkraft des Landes zu stärken, sie legen neue Steuern auf und schließen neue Anleihen ab zum Zweck militärischer Rüstungen. Es scheint demnach, daß die Regierungen die gegenseitigen Friedensbetheuerungen selbst nicht ernst nehmen.

Sehen wir uns doch einmal die Opfer, welche der „bewaffnete Frieden" den Völkern auferlegt, näher an!

Die Friedenspräsenzstärke der Armeen der europäischen Großstaaten beträgt zur Zeit:

In Deutschland (rund): 468.000, in Oesterreich-Ungarn: 279.000, in Italien: 253.000, in Frankreich: 494.000, in Rußland: 846.000 (zum großen Theil wohl nur auf dem Papier.)

Natürlich sind die Ausgaben, welche die Erhaltung dieser großen stehenden Heere den Nationen verursacht, ganz ungeheure und sie schwellen von Jahr zu Jahr mehr an. Machen wir uns das an einem Beispiel klar! Im Jahre 1872 betrugen die laufenden Ausgaben für Heer und Marine in Deutschland 309 Millionen Mark, zehn Jahre später bereits 416 Millionen. In den Etat für 1890—1891 aber wurden an laufenden Ausgaben für Heer und Marine die Summe von 480 Millionen eingestellt, außerdem aber noch der Betrag von 271 Millionen für einmalige Extra-Ausgaben bewilligt, so daß im Etatsjahr 1890—1891 Deutschland für sein Heer und seine Marine nicht weniger als 751 Millionen Mark verausgabt hat.

Wenn man nun aber erwägt, daß für dasselbe Jahr die Reichseinnahmen aus sämmtlichen Reichssteuern, Zöllen, Verbrauchs- und Stempelabgaben nur auf 567 Millionen Mark veranschlagt waren, also auf 184 Millionen weniger als allein der Heeresetat betrug, so erhält man einen Begriff, welche Last von Schulden der „bewaffnete Frieden" den Völkern aufhalst.

Am überzeugendsten dürfte auch hier wieder ein concretes Beispiel wirken. Das deutsche Reich hatte nach Empfang der französischen Milliarden bis zum Jahr 1876 überhaupt keine Schulden. Von da aber stieg die Schuldenlast bis Ende 1886 auf 440 Millionen Mark. In den Jahren 1887 bis October 1889 sind 535 Millionen Mark neue Reichsschulden contrahirt worden und für die Zeit vom October 1889 bis 1. April 1891 ist die Regierung durch die gesetzlichen Factoren ermächtigt worden, eine weitere halbe Milliarde Schulden zu machen.

Diese Zahlen reden eine beredte Sprache. In andern Ländern sind die Verhältnisse noch ungünstiger. Weit kostspieliger als der bewaffnete Frieden würde aber ein Krieg für den oder für die unterliegenden Staaten sein. Eine ungefähre Schätzung der Kosten und Schulden eines zukünftigen Krieges läßt sich nach der Höhe der französischen Kriegskosten von 1870—1871 anstellen. Der erste Finanzschriftsteller Frankreichs, Leroy-Beaulieu, gibt die Summe dessen, was der letzte Krieg dem Staat Frankreich gekostet, auf 10 Milliarden Francs an. Daß die Bevölkerung daneben noch um einige Milliarden an ihrem Wohlstand Einbuße erlitten, liegt auf der Hand.

Fürchterlicher und beklagenswerther aber als die materiellen Schäden würden die Opfer an Menschenleben sein, welche der Zukunftskrieg den Nationen auferlegen würde, umsomehr als voraussichtlich fünf Staaten ihre Riesenheere gegeneinander in's Feld stellen würden.

Welchen Verlauf dieser große europäische Zukunftskrieg, vor dem alle Welt zittert, wenn man ihn auch als eine Naturnothwendigkeit zu betrachten sich nachgerade gewöhnt hat, nehmen, wie er enden und welche Folgen er herbeiführen wird, das kann natürlich kein Sterblicher auch nur annähernd voraussagen. Nur die ersten Stadien des gewaltigen Völkerringens lassen sich in großen Umrissen mit einiger Sicherheit ins Auge fassen.

Auf drei Kriegstheatern wird aller Wahrscheinlichkeit nach um die Entscheidung gerungen werden: an der französischen Ostgrenze, an der französisch-italienischen Grenze und in Russisch-Polen. In verhältnißmäßig geringen Dimensionen wird sich der Krieg an der französisch-italienischen Grenze bewegen, wo die italienische Armee mit einem Theil des französischen Heeres zu kämpfen haben wird. Ein um so hartnäckigeres, mächtigeres Ringen wird sich zwischen dem Gros der deutschen und dem der französischen Armee an der französischen Ostgrenze entspinnen. Zwei gewaltige Armeen, wie sie kaum je gegen einander in's Feld gerückt, gleich an numerischer Stärke, gleich trefflich ausgerüstet und bewaffnet, von traditionellem Haß gegen einander beseelt, werden hier mit allen Kräften, bis zur

gänzlichen Erschöpfung, um die Palme des Sieges streiten. Ströme von Blut werden hier fließen, zehntausende von Menschen dem Moloch des Völkerhasses geopfert werden.

Auf der einen Seite glühender Rachedurst, das Verlangen nach Revanche, die Begierde, Verlorenes wiederzugewinnen, auf der anderen das Bestreben, früher errungene Lorbeeren zu wahren, das mit blutigen Opfern Erworbene festzuhalten, — so werden hier zwei Riesen einander gegenübertreten und mit dem Muth, mit der Kraft und mit der Ausdauer der Verzweiflung mit einander ringen, bis der eine von ihnen zerschmettert am Boden liegt. Vae victis!

Wie und an welchen Punkten der erste Anprall der beiden Millionenheere stattfinden, wie er ablaufen und welche weiteren Ereignisse er im Gefolge haben wird, das können selbst die voraussichtlichen Hauptacteure in dem Kriegsdrama der Zukunft nicht wissen.

Leichter und mit ziemlicher Aussicht auf Wahrscheinlichkeit läßt sich wenigstens der anfängliche Verlauf des in Russisch-Polen bevorstehenden Feldzuges voraussagen, der zwischen Rußland einerseits und der österreichischen Armee in Verbindung mit einem Theil der deutschen Truppen andererseits ausgefochten werden wird. Zwar ist die Militärmacht Rußlands sehr bedeutend, aber in Allem, was Organisation, Verwaltung, Ausbildung und Kriegsmaterial betrifft, steht sie der deutschen sowohl wie der österreichischen bedeutend nach. Die größte Schwäche Rußlands liegt aber in dem kläglichen Zustand seiner Grenzbefestigungen und Eisenbahnen und in den fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche sich einer geregelten Mobilmachung und schnellen Concentration seiner Streitkräfte entgegensetzen. Rußland braucht mindestens fünf Wochen, um seine Mobilmachung zu beenden, während Deutschland und Oesterreich das in etwa dem Viertel dieser Zeit zu Stande bringen. Für Deutschland genügen sechs Tage zur Concentrirung sämmtlicher Armeen an der Landesgrenze, während die Russen Wochen, ja Monate brauchen, um genügende Truppenmengen zu einem Entscheidungskampf in Polen zu sammeln. Allerdings stehen schon gegenwärtig zahlreiche Truppen in Polen, aber dieselben werden zurückgeschlagen und aufgerieben sein, bevor sie ihre Reserven heranziehen können.

Ein Blick auf die geographische Lage und auf die politischen Verhältnisse des russischen Polens genügt, um zu zeigen, daß dieses Land außerordentlich günstig ist für Kriegsoperationen einer offensiv auftretenden deutsch-österreichischen Armee. Die Bevölkerung besteht bei $6^1/_2$ Millionen Einwohnern aus $4^1/_2$ Millionen den Russen feindlichen Polen, und mehr als 1,300.000 Deutschen und deutschen Juden, die mit Deutschland und Oesterreich sympathisiren.

Polen ist keilförmig in das deutsche und österreichische Gebiet eingeschoben und somit von zwei Seiten flankirt. Dazu kommt, daß es vom eigentlichen russischen Reich durch die ungeheuren Rokitno-Sümpfe getrennt ist und daß es an verbindenden Straßen und Eisenbahnen immer noch mangelt.

Die Festungen sind, mit Ausnahme von Brzesc-Litowski, Iwangorod und Nowo-Georgiewsk nicht im besten Zustand. Aus alledem folgt, daß die Russen bei Beginn des Krieges die Offensive unmöglich werden ergreifen können. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß deutsche Truppen Litthauen und die Ostseeprovinzen angreifen werden, während die Oesterreicher in Wolhynien, Podolien und Bessarabien vorrücken. Die russischen Truppen werden voraussichtlich nach verhältnißmäßig kurzem Widerstand aus Polen zurückgedrängt werden und vielleicht nur einzelne Festungen, wie die oben genannten drei, und vielleicht noch Warschau, halten können.

Während eine russische Avantgarde an der Niemenlinie festen Fuß zu fassen versucht, wird möglicherweise die Mobilmachung seitens Rußlands rückwärts der Düna-Dnieperlinie beendet werden können. Ob Rußland dann, nach Heranziehung der nöthigen Kräfte, einerseits offensiv gegen die Provinz Preußen und zur Rückeroberung Polens wird vorzugehen in der Lage sein, oder ob die verbündete deutsch-österreichische Armee dem Feinde nachrücken und zu einer Entscheidungsschlacht drängen wird, hängt von Umständen ab, die sich nicht voraussehen lassen. — — —

Neben der Größe der Heere wird die technische Vervollkommnung der Waffen, sowie die Einführung des rauchschwachen Pulvers dazu beitragen, den künftigen Krieg noch ungleich mörderischer zu gestalten, als der Feldzug von 1870 es gewesen. Durch das neue Magazingewehr, das allenthalben in den großen europäischen Armeen zur Einführung gelangt ist, beziehungsweise gelangt, und durch das rauchschwache Pulver werden überhaupt wesentliche Umwälzungen in der Kriegführung und Taktik bewirkt werden. Die Feuerwaffe wird mehr als je die Hauptrolle in der Entscheidung der Schlachten bilden, während die blanke Waffe nur noch in verschwindend wenigen Fällen zur Verwendung gelangen wird.

Vergegenwärtigen wir uns einmal den Verlauf einer Zukunftsschlacht in den verschiedenen Stadien des Gefechts!

Zuerst ist es die Aufgabe der Cavallerie, die Anwesenheit des Feindes festzustellen und seine Stellung zu erkunden. Erst nach den Meldungen der Cavallerie kann der Führer seine Entschlüsse treffen. In den meisten Fällen wird die vorgehende Cavallerie auf feindliche Cavallerie stoßen; sie muß dieselbe zurückwerfen und den Feind zwingen, durch Feuer seine Stellung zu verrathen.

Während man aber bisher leicht erkennen konnte, ob ein Dorf, ein Wald ꝛc. besetzt war, so ist es jetzt bei dem rauchschwachen Pulver eine ungleich schwierigere Aufgabe für den Cavalleristen auszukundschaften, welche Gelände-Abschnitte oder Oertlichkeiten vom Feind besetzt sind. Es wird also künftig bei größeren Opfern der Cavallerie viel mehr Zeit kosten, bis der Führer sich Klarheit über die Stellung des Feindes, über seine Anmarschlinie und seine Front verschafft hat.

Tritt nun der Führer in das zweite Stadium des Gefechts ein, hat er sich entschieden, wie er seine Truppen ansetzen soll für die erste Vorbereitungsstellung, so wird er seine Artillerie wie früher hervorholen. Während nun die Angriffs-Artillerie auffährt, kann es ihr passiren, daß sie von dem Artilleriefeuer des Feindes empfangen wird, der vielleicht eine gedeckte Stellung, etwa hinter einem Abhang, genommen — die jetzigen Zielvorrichtungen gestatten ja leicht und schnell ein indirectes Schießen. Die auffahrende Batterie erhält also Feuer und weiß nicht, woher es kommt, gegen wen sie sich zu schützen hat, denn kein aufsteigender Pulverdampf bezeichnet den Aufstellungspunkt des Gegners. Dies fällt um so schwerer in's Gewicht, als die Artillerie, besonders die Angriffs-Artillerie, berufen ist, eine noch viel hervorragendere Rolle im künftigen Kriege zu spielen als bisher. Es ist überhaupt die charakteristische Eigenthümlichkeit des neuen Pulvers in Verbindung mit dem neuen Gewehr, daß es die Vertheidigung außerordentlich begünstigt, während es dem Angreifer große Nachtheile, fast nichts als Nachtheile bringt.

Und nun zum dritten Gefechtsstadium, zur Entscheidung! Das rücksichtslose Drauflosgehen, diese alte Taktik entschlossener Führer, die so oft glänzende Siege herbeigeführt, wird künftig, noch mehr als schon während des letzten Krieges, einem vorsichtigen Zaudern Platz machen müssen. Die „Schneidigkeit" thut's nicht mehr. Ehe man daran denken kann, den Feind von vorn anzupacken, muß seine Stellung durch die Artillerie und durch das Massenfeuer der Infanterie arg erschüttert sein. Während früher der Rauch des eigenen Feuers den Angreifenden deckte, muß er jetzt sich ohne jeden deckenden Schutz den Geschossen des Vertheidigers preisgeben. Wer aufsteht, ist ein todter Mann, könnte man fast sagen. Die Truppe, die zum Zweck des Sturmes auf den Feind ihre schützende Lage im Gelände verläßt, wird unter ein so mörderisches Feuer genommen, daß selbst große Ueberzahl und stärkster Heldenmuth gegen die verheerenden Wirkungen des Mehrladers und des rauchlosen Pulvers vergeblich ankämpfen werden. Wehe aber der Truppe, deren Sturm abgeschlagen ist!

Das letzte Stadium des Gefechts, der Rückzug, wird in den meisten Fällen einer vollständigen Vernichtung der geschlagenen Truppen gleichkommen. Bevor es ihnen gelingt, in die Aufnahmestellung zu kommen, wird das Feuer des Feindes ganze Bataillone niedergemäht haben. Eine große Demoralisation wird eintreten und es muß ein vorzüglicher Geist in der Truppe herrschen, soll die militärische Autorität, wenigstens für den Tag der verlorenen Schlacht, nicht ganz schwinden. Unerhörte Anforderungen werden an die Disciplin und an den Patriotismus gestellt werden.

Kurz resumirt werden die durch die Einführung der neuen Feuerwaffen und des rauchschwachen Pulvers bedingten Aenderungen in der Taktik und Kriegsführung folgende sein: die Cavallerie wird in Zukunft noch mehr an Bedeutung verlieren, als dies schon während des letzten Krieges der Fall gewesen. Die Wahrscheinlichkeit des Gelingens von Cavallerie-Attaken wird durch das rauchschwache Pulver und den Mehrlader derart verringert, daß die Cavallerie auf dem Schlachtfeld selbständig selten wird eingreifen können. Sie hat nur die beiden Aufgaben: zu recognosciren und die andern Truppen zu degagiren.

Die größte Bedeutung wird künftig der Artillerie zufallen; von ihrer Tüchtigkeit, in erster Linie von ihrer Treffsicherheit, wird oft der Ausgang der Schlacht abhängen. Auch bei der Infanterie wird in Zukunft das Feuergefecht eine bei Weitem wichtigere Rolle spielen als bisher.

Zu allen diesen Umständen, die in einem künftigen Kriege von den Völkern unermeßliche Opfer an Menschenleben fordern werden, kommt noch, daß die Anwendung von Dynamit und anderen Explosionsstoffen, die bisher nur im Seekriege und zu Lande nur bei der Sprengung von Brücken, Tunnels und zur Zerstörung von Eisenbahnen benutzt wurden, auch im Zukunfts-Landkrieg nicht ausgeschlossen erscheint. Der bekannte ehemalige, inzwischen verstorbene ung. Honved-Officier Zubovits hat sogenannte Landtorpedos bereits im russisch-türkischen Krieg, den er auf Seiten der Türken mitmachte, in dem Gefecht bei Haim Bogas gegen die Truppen Skobelews erfolgreich zur Anwendung gebracht. Nach seinen Mittheilungen waren die Russen über die Straße, wo von ihm Landtorpedos gelegt waren, nicht mehr vorwärts zu bringen, so terrorisirt waren sie durch die unheimliche und verheerende Wirkung der Torpedos.

Belgische Blätter wußten vor einigen Jahren von ganzen Minen-Zonen, sogenannten „Todtenfeldern" zu berichten, welche die französische Heeresleitung an allen strategisch wichtigen Punkten der gesammten französischen Ostgrenze angelegt habe.

Wenn thatsächlich für die künftigen Kriege eine „Aera des Dynamits" hereinbrechen sollte, so würde das ein radicales Mittel sein, den Krieg durch sich selbst zur Unmöglichkeit zu machen. Ein Schrei des Entsetzens und der Empörung würde durch alle Völker gehen und die Kriegseiferer und Schwärmer würden sicherlich ein für allemal von ihrer Begeisterung für den „frischen, fröhlichen" Krieg curirt sein, umsomehr, als es ja bei der unzeheuren Ausdehnung der Verpflichtung zum Kriegsdienst nicht Söldnerschaaren sind, die die Opfer solcher entsetzlichen Massenvernichtungen sein würden, sondern die Blüthe der Jugend, die besten Männer des Volkes.

Hoffen wir, daß es nicht erst so furchtbarer und barbarischer, unserer vorgeschrittenen Zeit doch wahrlich unangemessener Mittel bedürfen wird, um die Völker und die Regierungen zu veranlassen, der Frage: ob sich die gegenwärtigen und künftigen internationalen Zwistigkeiten nicht auf eine unblutige Weise lösen und aus der Welt schaffen lassen, endlich einmal allen Ernstes, mit ehrlichem aufrichtigem Willen näher zu treten.

# Miscellen.

**Ein Menschenleben in Afrika.** In den Tagen der Antisclaverei-Lotterie, wo die Mittel aufgebracht werden sollen, um dem Sclavenhandel wirksam entgegentreten zu können, ist es vielleicht keine unpassende Beschäftigung, einmal Umschau zu halten, als was der Mensch in Afrika selbst angesehen und wie hoch sein Werth von seinen lieben Mitbrüdern geschätzt wird.

Im Berliner Museum befindet sich ein Negerschädel, der die Nummer 36 trägt und von Georg Schweinfurth mitgebracht worden ist. Wie der Forscher zu diesem Schädel kam, wollen wir ihn selbst berichten lassen. „In einem Sclaventransporte," erzählt er, „waren etliche elende, zu Gerippen abgemagerte Mittusclaven, die kaum im Stande waren, den ihnen am Halse befestigten Balken, die Scheba, nachzuschleifen. Eines Morgens vernahm ich bei den von ihnen eingenommenen Hütten, welche ich häufig, um meinen Gemüsegarten zu erreichen, passiren mußte, viele Stimmen und wie ich mich seitwärts wendete, eröffnete sich mir eine Scene, die wiederzugeben sich die Feder sträubt. Man hatte einen Sterbenden aus der Hütte

geschleift und prüfte mit grausamen Peitschenhieben, die ebenso viele weiße Streifen auf seiner welken Haut zurückließen, und unter Fluchen und Schmähungen, ob er noch ein Lebenszeichen von sich gebe. Dabei spielten die Sclavenknaben aus dem Gefolge der Fakis mit dem noch deutlich keuchenden und röchelnden Körper unter empörenden Scherzen förmlich Fangball. Sein gräßliches Augenverdrehen hätte jedes menschliche Herz, wenn nicht gerührt, so doch mit Entsetzen erfüllen müssen, statt dessen wurden Stimmen laut, der Unglückliche verstelle sich nur, um unbemerkt entfliehen zu können. Sein bejammernswerthes Aeußere strafte sie Lügen, und so wurde er in den Wald geschleppt, wo ich nach einigen Wochen seinen Schädel aufsuchte. Das ist die Geschichte vom Schädel Nr. 36."

Wie die arabischen Sclavenhändler selbst über ihre furchtbare Thätigkeit denken, wird am Besten durch ein Gespräch Casatis mit einem Araber illustrirt. „Ich befand mich," schreibt Casati, „in einem kleinen Dorfe der Schwarzen, als ich etwa zwanzig Weiber herankommen sah, die mittelst starker Stricke um den Hals an einander gebunden waren. Etwas später kam ein gewisser Ibrahim, den ich schon in Amadi kennen gelernt hatte. Ich sprach kein Wort. Er grüßte mich. Ich erwiderte seinen Gruß. Der Araber schickte sich zu seinem gewöhnlichen Gebete an: ich ließ ihn gewähren. Als er es beendet hatte, fragte ich ihn:

„Ibrahim, habt Ihr mit Inbrunst zu Gott gebetet?"

„O ja!" erwiderte er mit Zögern.

„Und Ihr habt ihm wohl für die Beute gedankt, die Ihr gemacht habt?'

Er antwortete nichts.

„Und Ihr habt ihn gebeten, Euch eine zweite, zum mindesten nicht geringfügigere angedeihen zu lassen?"

„Ich bin ein armer Mensch; ich arbeite, um zu leben."

In Afrika ist eben der Mensch nur Waare, eine Sache, ein Ding, das vollständig wie alle anderen Gegenstände behandelt wird. Und diese Behandlung erstreckt sich nicht nur von dem Araber auf den Neger, sondern auch dieser selbst steht seinem Mitbruder völlig theilnahmslos gegenüber. Als Gewährsmann dafür sei noch einmal Georg Schweinfurth angerufen, der unter den als Kannibalen bekannten Niam-Niam folgende Episode erlebte. „Einige Tage nach der Beendigung des Babuckurfeldzuges war ich auf einem Streifzuge durch die Umgegend Zeuge einer Scene, die mir stets unvergeßlich sein wird. Als ich ein Gehöft der Eingeborenen betrat, fand ich vor der Thür der ersten Hütte eine alte Frau sitzen, welche damit beschäftigt war, Kürbis zu zerschneiden und zur Speise herzurichten. Dabei wurde sie von einigen Knaben und Mädchen unterstützt. Ihr gegenüber, vor einer anderen Hütte, saß gleich-

giltig ein Mann, sich mit einer Mandoline die Zeit vertreibend. Zwischen beiden auf einer Matte ausgestreckt lag unbedeckt und den glühenden Strahlen der Mittagssonne preisgegeben ein neugeborenes Kind, es konnte erst in der vergangenen Nacht das Licht der Welt erblickt haben und war noch so hell und roth wie das frische Fleisch der inneren Leibestheile. Alle paar Minuten gab es einen schwachen Athemzug von sich. Meine Begleiter, befragt, was das zu bedeuten habe, erzählten ohne Umschweife, es sei das Kind einer auf dem letzten Raubzuge erbeuteten Sclavin, die man nach einem anderen Platze gebracht habe, nachdem ihr das Kind abgenommen worden sei, da dessen Pflege ihre Verwerthung für den Haushalt beeinträchtigt haben würde. Das Würmchen mußte sie zurücklassen. Man ließ es erbarmungslos so lange liegen, bis es verendet sein würde; man fand es ganz selbstverständlich, dabei gelassen den häuslichen Beschäftigungen nachzugehen, bis der Moment gekommen wäre, das Würmchen in den Kochtopf zu stecken."

Als Emin Pascha, der damals noch den Rang eines Beys bekleidete, zum Generalgouverneur nach Chartum berufen worden war, glaubte der arabische Capitän Hawasch, der zu den Truppen Emins gehörte, die Zeit für gekommen, seinem wahnsinnigen Uebermuth alle Zügel schießen lassen zu können. Er verband sich mit einigen Sclavenhändlern und Neger-Häuptlingen, darunter Mamboanga, und beschloß einen Einfall in das Land der Medsche, deren König Azanga war. Mambanga war der Neffe Azangas. Die Eroberer-bande lagerte sich an den Ufern des Bomokandi. Azanga, überrascht, schickte die Botschaft der Unterwerfung und beugte sich unter die Fahne des Halbmondes. Von seinem Hofe begleitet, zur Seite seines Neffens Mambangas ging er dem Capitän entgegen und lud ihn in seine Residenz ein. Zwei Tage nachher lagerte die Horde der Eingefallenen in Ologo. Azanga, begleitet von den Häuptern der größeren Dörfer, legte dem Capitän reiche Geschenke, Schimpansen, Papageien, Ziegen und Waffen zu Füßen und bot ihm auch noch eine seiner Töchter zum Zeichen des Friedens und Bündnisses an. Ein großes Fest wird abgehalten, Fleisch, Bananen und Bier werden verschwenderisch vertheilt. An der Tafel des Königs sitzen der Befehlshaber Hawasch und seine Verbündeten. Die herzlichsten Ausdrücke, die schmeichelhaftesten Versprechungen, das freundschaftlichste Entgegenkommen bezeugt der Capitän dem König. Das Mahl ist beendet, der Befehlshaber erhebt sich und reicht Azanga die Rechte.

Das war das vereinbarte Zeichen. Die bereitstehenden Schergen werfen sich auf den König und entwaffnen ihn. Zur selben Zeit stürzt sich durch die freigehaltenen Eingänge Mambanga mit seinen Anhängern, die von den Arabern, denen ihre Sclaven folgen, er-

muthigt werden, mit bewaffneter Hand wüthend in die weite Seribe und verübt unter den nichts ahnenden Medjche ein furchtbares Blutbad. Mehr als dreihundert Menschen fallen als Opfer.

Der rothe Schein des brennenden Dorfes beleuchtet die fürchterliche Scene, indessen die Trompeten und Trommeln die Orgien der hochherzigen Sieger erheitern.

Selbstverständlich ist der Sclave seinem Herrn gegenüber völlig rechtlos, der Herr kann ihn nach Belieben tödten, ihn verschenken, oder ihn verstümmeln, sei es auch nur, um ihn als sein Eigenthum kenntlich zu machen.

Auf seinem Vormarsch zum Nil kam Peters auch nach Usoga und machte dort die Bekanntschaft Kamangiros, eines Vetters des einst so gefürchteten Kaisers Utteja von Uganda. Die Trommler Kamangiros und seine sonstigen Diener waren durchweg einäugig. Als Peters ihn fragte, wie es zugehe, daß er lauter einäugige Leute angestellt hätte, machte er die Bewegung, als ob er Jemand mit dem Finger ein Auge ausreiße, schnappte den Finger zur Erde und sagte: „Es sieht besser aus!" Die Einäugigkeit war gewissermaßen die Livree der Diener Kamangiros und sie war nicht durch Zufälligkeiten entstanden, sondern der alte Herr wußte selbst am allerbesten, woher sie kam.

Nichts aber ist bezeichnender als eine Scene, die derselbe Reisende bei Wachore, einem der Sultane Usogas, gelegentlich eines Besuches bei dem Herrscher, erlebte. „Die Unterhaltung," berichtet Peters, „zog sich länger als eine Stunde hin, wobei fortdauernd Bananenwein credenzt ward und die Pfeifen von Neuem gefüllt wurden. Ueber dem Sopha Wachores hingen einige Flinten. Es waren Hinterlader verschiedener Systeme, insbesondere ein Henry-Martini, welchen Wachore herabnehmen ließ, um ihn uns zu zeigen. Derselbe war geladen und gespannt und ging Herrn von Tiedemann plötzlich unter den Händen los. Die Kugel schlug einem von dem Gefolge Wachores durch den Kopf, so daß der Augapfel vor uns niederfiel und der Mann sofort todt war, schlug einem zweiten in die Backenknochen und zertrümmerte dieselben, so daß er später verstorben ist. Einen Augenblick war Alles still, dann entschuldigte ich Herrn von Tiedemann bei Wachore:

„Mein Freund weint sehr, daß ihm das Gewehr losgegangen ist."

Plötzlich brach Wachore in ein schallendes Gelächter aus:

„Das will gar nichts sagen, das war nur ein Sclave. Das hat dein Freund nicht gethan, das Gewehr hat das gethan, deswegen kümmert euch nicht!"

Der ganze Hofstaat stimmte in dies ein wenig erzwungene Gelächter ein. Schnell war die Leiche weggezogen, Sand über die Blutlache gestreut, und sofort wurde der Bananenhumpen von

Neuem herumgereicht, genau, als wenn ein Tischgast in Europa ein werthvolles Geschirr zerbricht, und die höfliche Hausfrau beflissen ist, möglichst schnell über den peinlichen Zwischenfall hinwegzuhelfen. Das ist der Werth von Menschenleben in Afrika."

Daß der Sclavenhandel und die Sclavenhaltung in den deutsch-afrikanischen Gebieten bald der Vergangenheit angehört, dazu werden jetzt die energischsten Schritte gethan. Und je nachdrücklicher und thatkräftiger verfahren wird, desto schneller wird man zum Ziel gelangen, denn freiwillig werden die Araber auf den Sclavenhandel nicht verzichten. Mit Recht sagt daher Georg Schweinfurth: „Von den Sclavenhändlern, die zu Allem fähig sind, wenn sie nur ihrem gewohnten Gewerbe nachgehen können, zu erwarten, daß sie aus freien Stücken von demselben abstehen sollten, hieße den Eskimos zumuthen, Melonen anzubauen."

Theo Seelmann.

**Die Elektricität beim Zahnziehen.** Eine kleine Anzahl von Medicinern und Zahnärzten fanden sich vor Kurzem im Institut für medicinische Elektricität in London ein, um einer Demonstration über die neue Methode, Zähne ohne Schmerz zu ziehen, mit anzuwohnen. Einer der erfahrensten Zahnärzte versichert, daß er sich anfangs gegen die Wirkung der Elektricität beim Zahnziehen sehr skeptisch verhalten habe, er aber durch den Erfolg der Probe, der er beigewohnt habe, für den „Schwinger" (Vibrator) ganz enthusiasmirt sei; denn so heißt der elektrische Apparat. Es besteht derselbe aus einem einfachen Kästchen von Nußbaumholz, innerhalb welchem sich ein Paar bichromatische Zellen und ein rund zusammengelegtes Ruhmkorffs-Tau befinden, an dem ein äußerst empfindlicher Commutator befestigt ist. Dieser Commutator ist das Geheimniß des ganzen Verfahrens. Er besteht aus einem dünnen Band aufs Höchste gehärteten Metalls, das an beiden Enden durch einen Satz fein gearbeiteter Schrauben befestigt ist. Er kann in eine außerordentlich rasche Schwingung versetzt werden, so zwar, daß er thatsächlich musikalisch wird. Der durch das benannte Tau gehende Strom kann regulirt werden und wird gesteigert, bis er sich mit der Tonart A im Einklang befindet, was nach der Aussage der Philharmonischen Gesellschaft 420 Schwingungen per Secunde gleich kommt.

Der Vortragende, bezw. Operateur, war Mr. Burgoyne Pillin, der versicherte, daß er selbst Besucher sei und mit dem Institut nichts zu thun habe. Er hatte 4 Patienten, die auf Behandlung warteten, von denen der erste ein junger Gelehrter war, welcher sich im Operationssessel niederließ, um einen Backenzahn ausgezogen zu erhalten. Er hielt die Handhaben der Batterie in den

Händen, deren eine mit dem negativen Pol in Verbindung steht. Der positive ist in zwei Theile geschieden, so daß einer der Theile mit der Handhabe verbunden ist, und ein vom anderen Theil ausgehender Draht in den Griff der chirurgischen Zange (forceps) geschraubt wird. Sobald der Patient die Handhaben ergreift, wird der Strom allmälig bis zu einem Grade gesteigert, über welchen hinaus er es nicht mehr auszuhalten vermag. Alsdann wird die Zange eingeführt, während der Strom eine Sekunde lange abgedreht und dann wieder zugeleitet wird. Das Uebrige ist geradeso wie beim Zahnziehen ohne Elektricität. „Haben Sie Schmerz empfunden?" fragte der Operateur den Patienten, die mächtige Wurzel des Backenzahnes den Anwesenden vorhaltend. „Nicht im geringsten; ich fühlte blos das Eingreifen der Zange." „Warum streckten Sie denn dabei Ihren Körper aus?" „O, das war, als der Strom angelassen ward." „Fühlten Sie alsdann den schrecklichen Ruck nicht?" „Ganz und gar nicht!" war die Antwort.

Immer noch verhielt sich unser Gewährsmann skeptisch, aber aller Skepticismus schwand mit dem nächsten Patienten, einer jungen, robust aussehenden Dame, der der erste obere Backenzahn links weh that. Sie setzte sich und im Nu hatte Mr. Pillin die Zange an der Wurzel. Krach! war sie heraus und damit war es abgethan. Drei weitere Operationen folgten, von denen die letzte die Trümmer einer Krone und zwei abnorm geformte Wurzeln von einem ganzen Zoll Länge zum Vorschein brachte, — ein Fall, so schlimm, als man sich einen solchen nur vorstellen kann. Es brauchte einige Zeit, um die Patientin zu überzeugen, daß ihr Zahn wirklich heraus war. „Ist der Zahn heraus?" fragte sie, „ich habe keinen Schmerz empfunden," fügte sie hinzu, nachdem ihre Frage bejaht worden war. Der nächste Patient war ein junger Bursche, dem ebenfalls ein Backenzahn herausgenommen ward. Mit lächelnder Miene entfernte er sich, indem er bemerkte, das Zahnziehen habe ihm eine ähnliche Empfindung erzeugt, wie das Rasiren.

Hierauf folgte ein sehr kritischer Fall, ein solcher nämlich, wo die Wurzel schauderhaft mißbildet und verwachsen war, und nur durch längeres Hin- und Herzerren, das schrecklich anzusehen war, gelang es Mr. Pillin, das Object zu entfernen; aber der Patient zeigte keine Spur von Schmerz und war ebensowenig nervös aufgeregt wie alle seine Vorgänger. Es ist diese vollkommene Gemüthsruhe charakteristisch für diese Methode.

Die angeführten vier Fälle waren typisch und alle anwesenden Experten waren enthusiasmirt von dem Erfolg und erschöpften sich in Belobungen der Geschicklichkeit des Mr. Pillin. Woher kommt es nun aber, daß die Elektricität den Schmerz verhindert? fragte sich jedermann. „Das ist sehr einfach," sagte Dr. Arthur Harris,

der Arzt des Instituts. „Die Elektricität läuft über den Nerv mit der Geschwindigkeit von 420 Vibrationen per Sekunde; der Schmerz hingegen gelangt in $^1/_{60}$ Secunde vom Zahn zum Gehirn. Nach meiner Theorie gelangt die Elektricität, nachdem sie um soviel schneller ist und die größte Kraft hinter sich hat, zuerst zum Gehirn und behauptet alsdann die Linie ausschießlich für sich, indem sie den Schmerz zurückdrängt." Ist diese Theorie richtig — welche Zukunft steht dann der Elektricität in der Chirurgie bevor! Chloroform und alle anderen anästhetischen Mittel müssen nachstehen, und wir werden den Schmerz einfach dadurch bannen, daß wir ihn nicht aufkommen lassen.

Wir möchten noch andere Eigenschaften des „Vibrators" besprechen, wollen uns aber diesmal darauf beschränken, noch zu erwähnen, daß die Blutung bei dieser Methode eine geringere ist und daß sie dem Operateur nicht im geringsten hinderlich ist. Die Erfindung kann als eine durchaus gesunde, glückliche bezeichnet werden, wobei jeder Humbug von vornherein ausgeschlossen ist.

**Ein deutscher Dichter.** Der geniale Schöpfer des „Käthchens von Heilbronn" hat wohl das ganze Maß von Unglück durchgekostet, das einem großen Geiste zugemessen werden kann. Verkannt und von feindlicher Kritik begeifert, hatte Heinrich Kleist sogar mit den bittersten Nahrungssorgen zu kämpfen. Seine Freundin, mit der fixen Idee behaftet, an einem unheilbaren Uebel zu leiden, ließ den Dichter schwören, ihr jeden Dienst zu erweisen, welchen sie einst von ihm verlangen würde. Sie forderte ihn endlich auf, sie zu erschießen, da sie ihr elendes Dasein nicht länger ertragen könne, und fügte höhnend hinzu: „Aber das werden Sie nicht thun. In dieser schmachvollen Zeit gibt es keinen Mann mehr in Deutschland!" — „Sie irren," versetzte Kleist, „ich werde Ihren Wunsch erfüllen!" Beide fuhren sodann nach einem öffentlichen Vergnügungsorte bei Potsdam, wo Kleist erst der Dame eine Kugel so sicher in's Herz schoß, daß kein Blutstropfen geflossen war. Dann schoß er sich selber durch den Kopf. Die Section der Dame lieferte das Resultat, daß ihr Körper sich in ganz normalem Zustande befand. Am selben Tage traf die Nachricht ein, daß Kleist eine Anstellung erhalten würde, die ihn für immer allen materiellen Sorgen enthoben hätte.

**Hofrath und Herzog.** Als im vorigen Jahrhundert Dresden von einem furchtbaren Brande heimgesucht ward, fehlte es an Hilfe. Zuschauer gab es in Menge, aber es war Winter, die Brunnen gefroren und Jedermann scheute die Kälte. Unter den vielen müssigen Gaffern vor der Brandstätte stand auch ein dicker Herr mit einem mächtigen Pelzmantel und riesiger Zopfperücke und

sah dem Feuer wie einem interessanten Schauspiele zu. „Allons, Herr, helfen Sie hier Wasser tragen!" rief eine Stimme aus den Wasserträgern ihm zu. — „Ich bin der Hofrath von Schneidemühl!" antwortete der Angeredete, sich in die Brust werfend. — „Und ich der Herzog Carl von Kurland!" erwiderte der Wasserträger und goß dem Herrn Hofrath einen vollen Eimer über das würdevolle Haupt.

**Wie Schiller begraben wurde,** davon erzählt der Ober-Medicinalrath von Froriep in Weimar in einem merkwürdigen Briefe an einen Freund Folgendes: „Im Jahre 1805 befand ich mich, damals Professor zu Halle, gerade in Weimar zum Besuch, als Schiller so unvermuthet starb, und als die Hülle des großen Geistes in der Mitternachtsstunde vom 11. auf den 12. Mai von einigen jungen Gelehrten, unter denen Stefan Schütze und Heinrich Voß, Künstlern und Staatsdienern getragen, beigesetzt wurde, waren — ich begreife noch nicht, wie das so kommen konnte — ich und ein mir Unbekannter (wie ich nachher hörte, Herr von Wolzogen, Schiller's Schwager) die Einzigen, welche dem Sarge folgten."

**Eindringliche Mahnung.** Der alte Dessauer, bekanntlich einer der ärgsten Flucher, konnte sonderbarer Weise — wie er sagte — das Fluchen nicht leiden. Einst erfuhr er, daß in seinem Regiment ein sonst tüchtiger Unterofficier diesem Laster mit besonderer Stärke fröhne. Er ließ den Mann vor sich rufen. „He!" schrie er ihn an, „was hab' ich hören müssen? Er gottsakerment'scher Höllenbraten soll das verdammte Fluchen so arg treiben? Million Schwerenoth! weiß Er denn nicht, daß das 'ne Sünde ist? Möcht mir's ausbitten, daß Er sich das in Zukunft abgewöhne, hör' Er? Wenn Er Seine vermaledeite Passion nicht ablegt, so soll Ihm der Teufel das Licht halten, und ich will Ihn frisiren mit einem Schock Element Donnerwetter oder mich soll der Satan quintelweis' in der Luft zerreißen! Gott sei mir gnädig! Amen! — Rechtsum, kehrt!" — Ob diese Standrede das verlangte Resultat erzielte — ist nicht bekannt.

**Ein alter Schauspieler.** Die Kunst des Mimen ist, im Ganzen genommen, der Lebensdauer nicht sehr günstig. Sie reibt körperlich wie geistig die Kräfte zu sehr auf. Schon Iffland klagte: „Ja wohl geht Alles schneller bei uns zu Ende; Freuden und Leiden und auch . . . das Leben!" — Indessen fehlt es nicht an Ausnahmen in Menge. Man denke nur an Schröder, Koch, Unzelmann, Bösenberg, La Roche, an die Starke, die Döbelin, die Haitzinger u. s. w. Der älteste Schauspieler war aber wohl Jean Noël, der am 13. Januar 1829 zu Paris im

Alter von — 118 Jahren starb, und noch im hundertsten auftrat. Er hatte vom achten Jahre an die Bühne betreten, 92 Jahre lang auf ihr nicht gerade mit besonderem Ruhm, aber doch mit steter Brauchbarkeit gewirkt und im Ganzen 3760 verschiedene Rollen gespielt. 28.010 Mal war er aufgetreten, 5040 Mal gestorben und zwar 1497 Mal erschossen, 1287 Mal erstochen, 1372 Mal vergiftet; 377 Mal bestieg er das Schaffot, 390 Mal starb er anonym und 27 Mal pseudonym; 130 Mal war er König. 920 Mal ein ehrlicher Mann, 13.000 Mal ein Schuft, 41 Mal glücklich und 10.459 Mal unglücklich verliebt, ohne je seine heitere Laune und sein gutes Herz zu verlieren. Wie oft und wie stark er gerufen wurde, darüber schweigt die Chronik.

**Die armen Fremdwörter.** Ein Unterofficier tritt eines Morgens in ein Gasthauslocale, wo er mehrere Einjährige bei einem opulenten Frühstück trifft — „Na, was verspeisen denn die Herren da Gutes?" frägt er im Vorbeigehen. — „Caviar und Anchovis, Ragout und Mayonnaise," heißt es, ohne daß jedoch dieser Antwort eine Einladung zur Theilnahme an dem Frühstück folgt. — Am selben Nachmittag erregen mehrere Fehler, welche sich dieselben Einjährigen beim Exercitium zu Schulden kommen lassen, den Zorn des Unterofficiers, der sich in dem Raisonnement Luft macht: „Ja, ja, diese Herren Einjährigen! Fremdwörter essen, das können Sie — aber die Gewehrgriffe nicht!"

**Heimgeschickt.** Ein Aufschneider, der gerne mit seinen intimen Bekanntschaften in vornehmen Kreisen prahlt, erzählt in Gesellschaft ein Stückchen, das er zusammen mit dem Xschen Botschafter erlebt haben will.

„— wie wir also auf die Jagd gehen, ruft mich der Fürst an: Du höre einmal, mein Lieber —"

„Pardon!" unterbricht ihn da ein Professor, „ich begreife nicht, daß Sie sich von dem Fürsten wie ein Lakai mit Du anreden ließen!"

Verantwortlicher Redacteur Karl Prochaska.

K. und k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.